



Schwyz

Y

N° 19



Y-MAG

Schwyz

Nº 19

Das HANDELSBLATT ist mit 200 Redakteuren und Korrespondenten das führende Wirtschaftsmedium in Deutschland. Seit 10 Jahren verleiht es den ECON Award für die beste Unternehmenskommunikation.



2016 ERHÄLT DAS Y MAG
DEN ECON AWARD
IN GOLD.

Wir freuen uns riesig, dass die hochkarätig besetzte Jury unser kleines Y MAG vor den Goliaths der Branche – wie ALLIANZ, PORSCHE, NOVARTIS, MIGROS und VOLKSWAGEN – zum besten Unternehmensmagazin im deutschsprachigen Raum gekürt hat.

Bewertet wurde der gesamte Jahrgang 2015, der die Juroren offensichtlich begeistert hat. Sie begründen ihre Entscheidung nämlich so:

»Das Y MAG zeichnen die innovative Idee, die brillante Textgestaltung und die spektakuläre Bildsprache aus. Es macht die Besonderheiten des Kantons Schwyz an den dort lebenden Menschen und ihren aussergewöhnlichen Geschichten beispielhaft fest und stellt so, wie nebenbei, auch die wirtschaftliche Attraktivität der Region ausdrucksstark dar.«

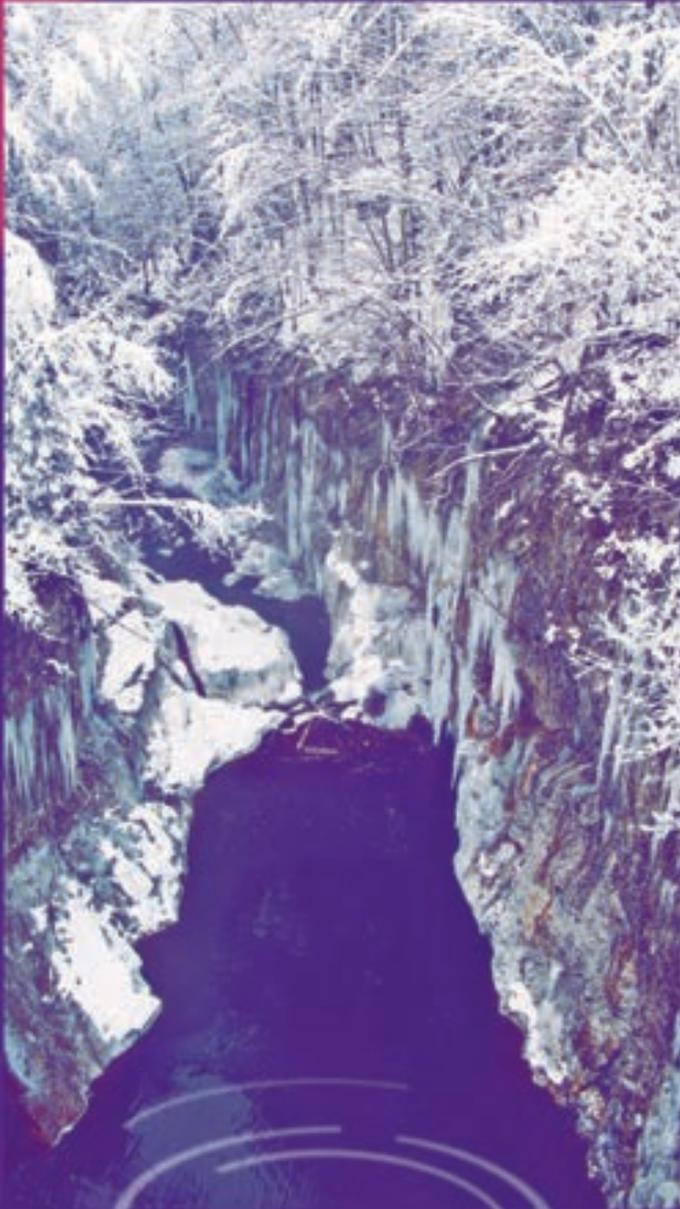
Und dann geraten die Juroren fast schon ins Schwärmen: *»Obwohl jede Ausgabe dem gleichen*

Konzept folgt, ist jedes Heft individuell. Die im Text porträtierten Personen werden je nach Ausgabe von verschiedenen Illustratoren gezeichnet, so dass sie den Heften grandiose Stile verleihen: experimentell, expressiv, märchenhaft, verträumt oder futuristisch.

So beispielhaft wie die Optik ist auch der Sprachstil, in dem die Beiträge der Magazine verfasst sind: größtenteils unterhaltsam, teils literarisch, ab und an lyrisch. Das Y MAG begeistert durch meisterhafte Texte, einzigartige Gestaltung, fantastische Illustrationen und viele liebevolle Details. Und darauf sind die Bewohner des Kantons und die Herausgeber zu recht stolz.«

Und weil solche Auszeichnungen ohne unsere Sponsoren nicht möglich wären, sagen wir ihnen und allen am Magazin Mitwirkenden ein von Herzen kommendes

» DANKE! «



*Von der Brücke im
Schlattli auf die Muota
FOTO: Stefan Zürrer*

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER

Es gibt Menschen, die Schwyz für einen ländlichen Kanton halten. Das ist nicht einmal falsch – vorausgesetzt, es werden daraus keine falschen Schlüsse gezogen. Denn die Landschaft hat sämtliche Vorzüge, die ländliche Gefilde auszeichnen. Zum Beispiel in der kalten Jahreszeit.

Wer indes meint, die Menschen in Schwyz seien deshalb ein bisschen provinziell im Kopf ... der kennt die Schwyzer nicht. Ganz und gar nicht.

Um sie richtig einzuschätzen, sollte er mal mit Fridel Rickenbacher über die Herausforderungen der Digitalisierung sprechen. *(Allerdings sollte er diesen Artikel nicht vor 2017 lesen! Denn: Er verdirbt jede besinnliche Stimmung!)*

Oder bei Daniel Annen nachlesen, wie und in welchen Werken der Literatur Schwyz auftaucht.

Oder dem Bläserorchester Siebten lauschen, dass beim »Eidgenössischen Musikfest 2016« zum besten Bläserorchester der Schweiz gekürt worden ist – und zwar in der anspruchsvollsten Kategorie!

Neue Einsichten zum Schwyzer im Allgemeinen und im Besonderen gewinnt auch, wer bei Markus Bamert nachschaut, welche Schätze der ehemalige Denkmalschützer des Kantons auf dem Dachboden des Klosters Einsiedeln gefunden hat: Kostbarkeiten, die im Herbst 2017 im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich ausgestellt werden sollen. Bei uns sind einige Highlights bereits jetzt zu sehen.



Andreas Lukoschik

Überhaupt: Kultur! Da findet sich Herausragendes in Schwyz: Etwa Markus Riek, der sie mit der Markant Stiftung seit 20 Jahren vielfältig fördert.

Oder Peter Fröhlich, der der Orgel des Kollegi nachhaltig auf die Sprünge geholfen hat – und ihr nun regelmässig herrliche Töne entlockt.

Oder Katrin Odermatt, die – nirgendwo sonst zu sehen – aus Feuerwehrschläuchen Geometrisches faltet.

Auch kulinarische Genüsse kommen in Schwyz keineswegs zu kurz: Bestes Beispiel ist die Faktorei in Bäch.

Und wer dann immer noch nicht glauben mag, dass in Schwyz Herausragendes entsteht, lese das Gespräch mit Anatole Taubman. Als Schauspieler konnte man ihn an der Seite von James Bond, Captain America, in »Die Päpstin« oder »Inside Wikileaks« sehen. Was das Internat des Klosters Einsiedeln damit zu tun hat, erzählt er bei uns – das ist lesenswert.

Kurzum: In Schwyz wird Kultur nicht für pompöse, teure Opernhäuser, kostenintensive Theater und subventionierte Museen aus Welt-Metropolen importiert. Sie entsteht auf heimatlichem Boden – deren herausragendste Leuchttürme auch in fernen Metropolen hell erstrahlen. In einem Licht, das für die bevorstehenden langen Nächte genau das Richtige ist.

Wir wünschen Ihnen eine »erhellende Lektüre«. 🍷

P.S.: Die Illustrationen in dieser Ausgabe sind eine Interpretation zum Artikel »Aufklärung 4.0« auf S. 62

INHALT

EINSIEDELN

10 Was für ein Schatz

Was Markus Bamert auf dem Dachboden des Klosters fand

18 Anatole Taubman ...

... das Klosterinternat und Hollywood

SCHWYZ

26 Das Opus 400

Die gerühmte Goll-Orgel der Kollegi-Kirche

32 Der Markant-e

Dr. Markus Riek und die Markant-Stiftung

36 »Der Pfad« zum Muten

Linus Betschart und das Pendeln

40 Aus Lichtung und Klarheit

Schwyz in der Literatur von Daniel Annen

42 Wenn »Sennen« feiern

Hans Steinegger über die Sennenchilbi

HÖFE

48 Das Salz des Lebens

Trudi und Armin Büeler und ihre »Faktorei«

MARCH

54 Kantonesisches

»Hudigääggeler«

Was es wirklich bedeutet von Elvira Jäger

56 Das »Blaise« Orchester Siebnen

ist das beste seiner Art in der Schweiz

KÜSSNACHT

62 Aufklärung 4.0

Ein Gespräch mit Fridel Rickenbacher über die Digitalisierung

68 Von der Unterhose zum Wasserfilter

Was Sanjeev Swamy Erstaunliches in Küssnacht treibt

72 »Bitte begreifen«

Warum Katrin Odermatt nie auf dem Schlauch steht



WER MEHR

ÜBER DEN KANTON
ERFAHREN MÖCHTE,
BEKOMMT ES HIER:

Amt für Wirtschaft
Bahnhofstr. 15
CH 6431 Schwyz



IMP RES SUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher des Amt für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG Verlag, Schwyz

GESAMTLEITUNG & CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, Brunner Bekker

ART DIRECTION: Florian Fischer, HelmutMorrison GmbH

MITARBEITER DIESER AUSGABE: Markus Bamert, Anatole Taubman, Peter Fröhlich, Dr. Markus Riek, Linus Betschart, Daniel Annen, Hans Steinegger, Armin Büeler, Elvira Jäger, Blaise Héritier, Fridel Rickenbacher, Sanjeev Swamy, Katrin Odermatt, Benno Kälin, Franz-Xaver Risi sowie Gaby Batlogg und Nik Oswald

SCHLUSSREDAKTION: Hanjo Seifler

FOTOS: Stefan Zürrier

ILLUSTRATIONEN: Florian Fischer (Porträts / Collagen)

LITHO: Sophia Plazotta, PX5 München GmbH

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Feldli, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG, Lachen

*Die Züggelenflue
im Spiegel des
Lauerzer Sees
FOTO: Stefan Zürrer*





einsiedeln

*Blick vom Klostervorplatz
auf das Haus des
Restaurant Klostergarten
FOTO: Stefan Zürrer*



WAS FÜR EIN SCHATZ



WAS EX-DENKMALPFLEGER MARKUS
BAMERT AUF DEM DACHBODEN DES
KLOSTERS VORFAND

von Andreas Lukoschik

Ich treffe ihn morgens an der Pforte des ehrwürdigen Klosters Einsiedeln, das auf eine mehr als 1000 jährige Geschichte zurückblickt. »Er« ist Markus Bamert. Der ehemalige Denkmalpfleger des Kantons Schwyz ist seit seiner Pensionierung damit beauftragt, die Kunstsammlung des Klosters, die bis vor kurzem zum grossen Teil noch auf dem Dachboden dieser ehrwürdigen Abtei lagerte... ja, wie nennt man das, was er dort tut? »Aufräumen«? »Sichten«? Auf jeden Fall nicht »Entrümpeln«!

Bleiben wir einfach bei den Tatsachen: Ein wichtiger Teil der Kunstschatze war zwar schon fachgerecht in dazu geeigneten Räumen gelagert worden. Auf dem Dachboden des Klosters standen und hingen jedoch noch viele Dinge in Schränken und an den Wänden, die dort oben

kaum geschützt vor den Temperaturschwankungen unserer Region untergebracht waren. Da es sich bei dem Gebäude um eine Südlage handelt, kann es unter dem Dach im Sommer über 40 Hitzegrade und im Winter 20 Minusgrade haben. Kein gutes Klima für Skulpturen aus Holz und Bilder, die auf Leinwände gemalt sind.

Also wurde Markus Bamert beauftragt, alle dort oben gelagerten Objekte zu sichten, sie nach ihrer kulturhistorischen Bedeutung einzuschätzen und für eine adäquate Lagerung zu sorgen. Das tut er seit geraumer Zeit und ist mittendrin in dieser nicht enden wollenden Arbeit.

Schon nach kurzer Zeit war dem studierten Kunsthistoriker klar, dass viele Objekte, die er so betreut, nicht einfach nur besser gelagert werden mussten. Sie müssten *ausgestellt werden*, fand er. Seien sie doch Zeugnisse einer reichen Kulturgeschichte dieses bis heute bedeutendsten Benediktinerklosters der Schweiz.

Er verfasste ein kurzes erstes Ausstellungskonzept als Grundlage für Gespräche mit Abt Urban Federer und mit dessen Einwilligung anschliessend mit Andreas Spillmann, dem Direktor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich und ... man einigte sich sehr schnell auf den Herbst 2017 als Ausstellungstermin.

Fundstücke

Im Laufe von Bamerts Forschungen fand er eine unglaubliche Vielfalt unterschiedlichster Objekte, die ihresgleichen sucht. Sie beginnt bei den bescheidenen kleinen »Schab-Madonnen« aus barocker Zeit. Das sind gesegnete gegossene Tonfigürchen, die von Gläubigen erworben werden konnten, um sie in Dachstuhl oder Mauerwerk



linke Seite: Anlässlich einer ihrer Wallfahrten nach Einsiedeln brachte Sibylla Augusta Markgräfin von Baden-Baden dieses mit wertvollen Steinen gerahmte, 1711 datierte Miniaturportrait nach Einsiedeln.

rechte Seite oben: Auf ihrer Flucht aus Frankreich verbrachte die Stieftochter Napoleons, Hortense de Beauharnais, einige Tage in Einsiedeln. Als Dank schenkte sie dem Kloster diese Diamantbrosche, die ihre Mutter Josephine anlässlich ihrer Krönung zur Kaiserin von Frankreich als Haarschmuck getragen haben soll.

rechte Seite unten: Am 27. November 1698 lag dieses mit Diamanten besetzte Herz neben der Klosterpforte. Es konnte als Geschenk von Dionys von Rost identifiziert werden. Dieser war Landeshauptmann von Rotenburg und ein enger Vertrauter des Österreichischen Kaiserhauses.

zum Schutz vor Naturgewalten und bösen Geistern einzubauen. Im Krankheitsfalle wurden sie in Speisen gekrümelt – daher der Name –, um so dem Gläubigen Heilung von körperlichen Leiden zu verschaffen.

Bamert fand auch die Negativformen, die dazu gehören. Mit denen wurden die Schab-Madonnen vom Kloster hergestellt. Bei ihnen war die Existenz des Originalsiegels des Klosters entscheidend, denn es wurden von fahrenden Händlern auch »Fälschungen« angeboten.

Allein an diesen kleinen Figuren lässt sich erahnen, welchen Stellenwert das Thema »Wallfahrt« auch wirtschaftlich eingenommen hatte.

Bamert fand überdies auch »ex Voto«-Gaben in schier unglaublichen Mengen. Das sind Geschenke ans Kloster, die Gläubige in schwerer Krankheit oder anderen schwierigen Lebenssituationen aus einem Gelübde heraus (»ex voto«) versprochen hatten und später, nach überstandener Krise, in Form der versprochenen Gabe einlösten.

Diese »ex Voto«-Gaben kamen aus allen Schichten nach Einsiedeln. Sie reichen von selbst gemalten naiven Bildchen, Wachsfigürchen, die an der Gnadenkapelle befestigt wurden, über von Hand geschnitzte Rosenkränze – aus Perlen in Gestalt



von Rosenblüten – bis hin zu kostbaren Gewändern für die Madonna und die Zelebranten sowie herausragende Goldschmiedearbeiten aus Europas Fürstenhäusern.

So schenkte Hortense de Beauharnais, Stieftochter von Napoleon Bonaparte und Mutter von Napoleon III., dem Kloster als Dank für die gewährte Gastfreundschaft eine Brosche in Gestalt eines Blütenzweiges. Diese feinste Goldschmiedearbeit ist über und über besetzt mit erlesenen Brillanten. Sie war gedacht als Schmuckstück für die regelmässig wechselnden Gewänder der „Schwarzen Madonna“ in der Stiftskirche des Klosters.

Für den Schmuck dieser Madonnenstatue spendeten Gläubige viele kostbare Gaben. So findet sich unter den für die Ausstellung ausgesuchten Objekten ein handtellergrösses, diamantenbesetztes Herz, eine Gabe eines Dionysius von Rost. Und eine kleine goldene Krone der Prinzessin Besenval, deren sechzehn Zacken mit Smaragden, Rubinen und Aquamarinen besetzt sind. Sie war für die Jesusfigur gedacht. Das grössere Pendant, das seine Mutter krönen sollte, ist verschollen.







linke Seite: In die grosse Goldmonstranz sind viele einzelne Schmuckstücke, wie Broschen, Hutnadeln, oder Ohrringe integriert. Um 1700 sollte die Monstranz verkauft werden, um die geplanten Neubauten des Klosters zu finanzieren. Einer der Kaufinteressenten war König Ludwig XIV. von Frankreich. Die Monstranz verblieb dann jedoch in Einsiedeln.

rechte Seite: Die Krone ist eine Votivgabe von Erzherzog Maximilian III. von Österreich. Er liess die Krone für sich anfertigen, da er zum König von Polen gewählt worden war. Nach dem Verzicht auf den Thron schenkte er die mit Perlen, Diamanten und Email geschmückte Krone nach Einsiedeln.

Das ist die Krone

Einen Spitzenplatz der Einsiedler Kostbarkeiten belegt eine weitere Krone, die es in sich hatte. Oder auch nicht. Weil der Kopf, der sie ausfüllen wollte, um damit als gekröntes Haupt zu regieren, genau das nicht durfte. Der Glücklose war der habsburgische Erzherzog Maximilian III., der sich beim polnischen Adel als König beworben hatte, als die ursprüngliche Dynastie Polens ausgestorben war. Doch 1589 verzichtete er auf Drängen des polnischen Adels auf die polnische Krone.

Dumm nur, dass der Erzherzog sich bereits beim Prager Hofjuwelier eine atemberaubend schöne Krone hatte machen lassen. Die nahm er

nach seinem Verzicht wieder mit und schenkte sie dem Kloster Einsiedeln. Das »Wozu« ist nicht überliefert. Für die Madonna konnte sie jedenfalls nicht gedacht gewesen sein. Die Krone war für seinen Kopf gefertigt – sie war mithin also zu gross. In jedem Fall wird dieses Meisterwerk der europäischen Goldschmiedekunst aus Gold, Emaille, Perlen, Rubinen und Diamanten in der Ausstellung viele in seinen Bann ziehen.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass sämtliche erwähnten Preziosen an einem bestens gesicherten Ort gelagert sind. Das ist deshalb erwähnenswert, weil es zu der erwähnten Krone noch eine Steigerung gibt: Es ist die gut einen Meter hohe Monstranz, die aus den schönsten Schmuckstücken gefertigt worden ist, die dem Kloster im Verlauf des 17. Jahrhunderts geschenkt worden waren. Kurz nach deren Vollendung sollte sie – als Geld für den Neubau des Klosters gebraucht wurde – verkauft werden.

Zu den ernsthaften Interessenten gehörte auch Louis XIV, doch fehlten dem Sonnenkönig zu diesem Zeitpunkt die nötigen Mittel. Er musste wieder einmal einen Krieg finanzieren. So blieb dieses heute unbezahlbare Stück Eigentum des Klosters – und wird in der Ausstellung gezeigt werden.

Ebenso wie ein anderes Geschenk: Der gut 20 Quadratmeter grosse Teppich des Kara Mustafa. Der war Heerführer der Türken bei der Belagerung Wiens und hatte mit dem Prachtstück sein Zelt ausgelegt. Nach seiner überstürzten Flucht nahm ihn Kaiser Leopold von Österreich (*»Türkenpoldi«*) an sich und schenkte dieses Meisterwerk orientalischer Knüpfkunst dem Kloster, so sagt es zumindest die mündliche Überlieferung, an der wird jedoch nicht gezweifelt. Dieses Prunkstück lag auf einem grossen Tisch im Festsaal des Klosters und wurde an hohen Festtagen ans Chorgestühl gehängt.

All die adeligen Wohltäter taten dies, um durch ihre Spenden – ganz physisch – in der Nähe der Madonna zu sein. Überdies hofften sie wohl auf ein besseres Plätzchen im Himmel, als es ihnen nach ihrem Lebenswandel zugestanden hätte. So – möglicherweise – auch der Salzburger Fürstbischof Markus Sitticus von Hohenems. Der finanzierte gleich die gesamte marmorne Verkleidung der Gnadenkapelle.

Allerdings sollte niemand solche Gaben als »oberflächlich« abtun. Vielmehr sind sie der Ausdruck tiefster Verehrung des Einsiedler Gnadenbildes und damit der Madonna selbst.

geht es laut Markus Bamert jedoch nicht nur um die erwähnten Kostbarkeiten: »Sie besteht aus drei Teilen. Erstens: Aus der Geschichte des Klosters von der Klausur des Heiligen Meinrad über die Barockzeit bis heute. Zweitens: Aus der Geschichte der Gnadenkapelle, die auf dem Platz von Meinrads Klausur stand – und steht. Vom Beginn über die Zeit, in der Napoleon durch den Abbruch der Gnadenkapelle versuchte, die Wallfahrt nach Einsiedeln – einem der Top-Wallfahrtsorte in Europa – komplett zum Erliegen zu bringen, bis heute.«

Zu dieser langen Geschichte gehört auch die Geschichte der Einsiedler Madonna, der Wechsel von der sitzenden hochmittelalterlichen Madonna zum heutigen spätgotischen Gnadenbild der stehenden Madonna mit Kind und deren Schwärzung im Verlauf der Zeit.

Der dritte Teil widmet sich der Wallfahrt mit seiner oben erwähnten grossen Bandbreite an Votivgaben und Spenden. Aber auch die Wallfahrt heute wird dargestellt: Die immer noch stattfindenden Landeswallfahrten, die Wallfahrt der Sinti und Roma, sowie der nie endende Strom von einzelnen Wallfahrern aus ganz Europa, der vor der Gnadenkapelle betet, heute aber sogar auch aus Sri Lanka kommt. Auf diese Völker übt die Schwarze Madonna wegen ihrer Farbe eine ganz besondere Anziehungskraft aus.

Womit ein weiterer Beweis dafür angetreten ist, welche grossartigen Schätze im Kanton Schwyz im Verborgenen schlummern – bis sie im Licht des Tages ihren wahren Glanz entfalten können. 🍷

 WER MEHR ÜBER DIE AUSSTELLUNG
ERFAHREN WILL:

www.nationalmuseum.ch/d/zueroch

Die Ausstellung

In der Ausstellung, die am 15. September 2017, ein Tag nach der alljährlich gefeierten Engelweihe, im Landesmuseum eröffnet werden wird,

rechte Seite: Bei den Franzoseneinfällen im Jahr 1798 war die Gnadenkapelle abgebrochen worden, um die Wallfahrt zu unterbinden. Nach der Rückkehr der Madonna im Jahr 1803 beschloss der Konvent, die Kapelle mit den alten Steinen wieder aufzubauen. Die Pläne dazu lieferte der Klosterbruder Jakob Natter. Das Model diente zur Veranschaulichung der architektonischen Idee.



ANATOLE TAUBMAN



... UND WAS DAS KLOSTER EINSIEDELN MIT SEINEM ERFOLG ALS SCHAUSPIELER IN HOLLYWOOD-PRODUKTIONEN ZU TUN HAT

von Andreas Lukoschik

Leicht hat er es nicht gehabt, der kleine Anatole. Mit fünf Jahren musste er in ein Heim. Als Folge eines erbitterten Vormundschaftskrieges nach der Scheidung seiner Eltern. Vier lange Jahre blieb er dort. Dann durfte er endlich zu seiner Mutter – und war dennoch dabei, auf die schiefe Bahn abzubiegen. Nicht aus krimineller Veranlagung, sondern weil es der einzige Weg war, den er unbewusst kannte, um auf sich aufmerksam zu machen. Doch bekam er so nicht die Liebe und Anerkennung, die er suchte. Stattdessen flog er von einer

18

einsiedeln

23

• • •

Schule nach der anderen, bis er eines Tages überhaupt kein Gymnasium im Kanton Zürich mehr besuchen durfte.

»Da bekam ich die letzte Chance«, so Anatole Taubman bei unserem Gespräch im Zürcher Hotel Widder. »Die Internatsschule des Klosters Einsiedeln! Ich werde das erste Gespräch dort nie vergessen: Dabei sass der Rektor Pater Ruppert – dem beim Sprechen immer das Gebiss rausrutschte – und Pater Kassian, der Chef der Unterstufe, und fragte mich: „Willst Du denn überhaupt zu uns nach Einsiedeln kommen?“ Darauf ich: „Nein“. Als meine Mutter, die mitgekommen war, das hörte, bat sie in ihrem schönen wienerischen Dialekt um eine kurze Pause. Also gingen wir beide vor die Tür auf den Flur.

Dort stand ich – mit der Tür im Rücken –, meine Mutter mir gegenüber. Sie sagte nichts. Schaute mich nur an. Hinter ihr an der Wand hing ein Bild – das hängt heute übrigens immer noch da – mit einem Fischer, der in einem Boot steht und fischt. Darüber stand: „Es kommt zu denen, die es erwarten können“.



Ich sah dieses Bild an, schaute dann zu meiner Mutter und sagte: „Alles klar.“ Dann ging ich wieder rein und sagte zu den beiden Patres: „Ich weiss nicht, was in mich gefahren ist, aber natürlich möchte ich gerne zu Ihnen kommen dürfen.“«

Hier macht Anatole Taubman eine Pause.

UND DANN: »ES WAR DAS BESTE, WAS MIR IN MEINEM LEBEN PASSIEREN KONNTE. DORT HABE ICH ALLE MORALISCHEN UND ETHISCHEN WERTE GELERNT, DIE IN UNSRER HEUTIGEN GESELLSCHAFT DURCH DIE DIGITALE KOMMUNIKATION LEIDER IMMER ÖFTER VERLOREN GEHEN: DISZIPLIN, STRUKTUR, ORDNUNG, TOLERANZ, ZUSAMMENLEBEN, NÄCHSTENLIEBE, AUF EINANDER AUF-PASSEN. KURZUM: DAS KLOSTERINTERNAT EINSIEDELN HAT MICH GERETTET.«

Tauchte dabei der Wunsch auf, Schauspieler zu werden?

Da lacht er: »Einige Zeit später. Pater Kassian leitete das Schultheater und wollte Shakespeares *Der Kaufmann von Venedig* aufführen. Deshalb fragte er mich, ob ich nicht den Shylock spielen wolle. Das ist ein verbitterter, geiziger, bössartiger alter Mann. Aber Pater Kassian meinte, das passe zu mir. Das hat mich damals echt überrascht, denn ich war inzwischen im Kloster der funny guy geworden. Ich hatte nämlich irgendwann bemerkt, wenn ich lustig bin und die anderen unterhalte, dann kriege ich Liebe von den Menschen und schütze mich gleichzeitig, weil ich die Fäden ziehe, über die die anderen lachen.

Ich habe aber trotzdem den Shylock gespielt. Weil es eine Herausforderung war, mich mit meiner dunklen Seite auseinanderzusetzen.

Nach den Aufführungen kamen alle zu mir und sagten. „Aber du bist doch gar nicht so wie der Shylock. Wie hast Du das gemacht?“ Da habe ich begriffen: Die Leute glaubten dem Shylock, den ich verkörperte, und sie nahmen den Shylock ernst. Das heisst, sie müssen auch mir glauben

und mich ernst nehmen, weil ich den Shylock spiele. Das war wie eine Erweckung und so stand für mich fest: Ich werde Schauspieler. Damals war ich sechzehn Jahre alt.

Heute weiss ich – und sage es jedem jungen Menschen, der den Weg eines Künstlers einschlagen möchte: Egal welchen künstlerischen Beruf du ergreifst, du musst dich wie ein Pitbull darin festbeissen und nicht mehr loslassen. Und dann brauchst du: Erstens eine dicke Elefantenhaut, weil Rückschläge an der Tagesordnung sind. Und zweitens musst du dir trotzdem dein kindlich enthusiastisches, neugieriges, naives Herz bewahren – damit du spielen kannst.«

Anatole Taubmans Ausdauer hat sich bewährt. Inzwischen hat er in 90 Produktionen mitgewirkt – und zum ersten Mal darf er die männliche Hauptrolle, den Guten, in einer „Romantic Comedy“ von Cecilia Ahern für das ZDF am Sonntagabend spielen.

»Das war für mich in den ersten beiden Drehtagen ziemlich schwer. Denn zum ersten Mal musste ich nicht *spielen*, sondern eigentlich gar nichts mehr machen. Einfach so sein wie ich bin – wie jetzt in unserem Gespräch. Das hört sich einfach an. Aber nichts zu tun und einfach *sein* und dem auch vertrauen, sich selber vertrauen, ist viel schwerer, als aktiv zu spielen.«

Und sich so zu zeigen, wie er tatsächlich ist?

»Absolut! Das hat ein paar Tage gebraucht, bis ich es verstanden habe und meine Rolle bewohnen konnte. Eine sehr spannende Herausforderung, weil es völlig neu für mich war.«

2017 kann man dieses neue Kapitel des Anatole Taubman im ZDF sehen. *Ein Moment fürs Leben* heisst der Film. Taubman ist ein fleissiger Mann und so gibt es

vier weitere Filme mit ihm (‘*Bees Make Honey*’, ‘*Baumschlager*’, ‘*Nachtschicht – Ladies First*’ und ‘*Auf Wiedersehen Deutschland*’).

Wie bereitet er sich auf seine Rollen vor?

Stört es ihn eigentlich, wenn er ‘nur’ Nebenrollen spielt?

»Ich bin ein grosser Freund von Nebenrollen, die ja auf englisch ‘supporting acts’ heissen – weil sie nicht *neben* herlaufen, sondern die Hauptrollen unterstützen – eben support geben –, indem sie sie farbiger machen. Klar kann man die Hauptrolle in einem Kinofilm spielen, der in Deutschland läuft, wo dich die Deutschen sehen. Aber wenn du die ‘Tapete’ in einem Bond spielen kannst, dann sieht dich die ganze Welt. Bei solchen Angeboten muss man den kleinen Jungen in sich, der gerne der Held sein will, zurücknehmen und sich stattdessen als Marke sehen.«

Wichtig ist, die Nebenrollen ‘memorable’ zu gestalten. Das heisst, dass sie dem Zuschauer in Erinnerung bleiben. Wie bereitet er sich auf seine Rollen vor?

»Ich sehe mich als Architekten, der ein Haus baut, das ich idealerweise am ersten Drehtag betreten kann. Dazu brauche ich in der Vorbereitung Baupläne. Einer ist das Drehbuch. Ein anderer das Gespräch mit dem Regisseur, wie der die Rolle sieht. Wieder ein anderer ist die Biografie der Person, die ich verkörpern soll. Wenn es die nicht gibt, weil es eine fiktive Person ist, dann schreibe ich sie mir selbst. Denke mir aus, wer die Eltern sind, was er gemacht hat, wie er zuhause lebt, was ihn bewegt, interessiert. Kurzum: Wie er gelebt hat – *bis* zu dem Moment, an dem ich

in seiner Gestalt den Film betrete. So eine Biografie kann fünf bis zwanzig Seiten umfassen. Mir hilft das sehr.«

Meistens liegen zwischen einem Schnitt und dem nächsten Stunden, manchmal sogar Tage. Wie hält er die Spannung in der Rolle aufrecht?

»EIN FREUND VON MIR IST ARCHIVAR, DER MIR GROSSE MENGEN AN SEKUNDÄRINFORMATIONEN ZU DEN ROLLEN BESCHAFFT: MUSIK, BILDER AUS DER ZEIT, LITERATUR. ALLES MÖGLICHE UND DAMIT PFLASTERE ICH DIE WÄNDE DES HOTELZIMMERS, IN DEM ICH WÄHREND DES DREHS WOHNE. SO LEBE ICH PRAKTISCH DIE GANZE ZEIT IN DIESER WELT. DIESE VORBEREITUNG WAR ZUM BEISPIEL IN ‘*DIE PÄPSTIN*’, WO ICH IHREN GROSSEN WIDERSACHER SPIELTE, NATURGEMÄSS GRÖSSER, ALS IN DER KLEINEN ROLLE IN ‘*CAPTAIN AMERICA*’.«

Nun aber zu Bond. James Bond!

Seine Präsenz in ‘*Ein Quantum Trost*’ ist schweizweit bekannt. Deshalb muss die Frage sein: Wie ist Daniel Craig denn so?

»Super entspannt! Und ein echt cooler Typ. Aber ich würde für kein Geld dieser Welt mit ihm tauschen. Den James Bond zu spielen ist nicht mehr Champions League. Das ist noch zwei Stufen drauf. Da ist man auf dem Olymp. Dafür muss man alles aufgeben. Denn James Bond ist eine Weltmarke. Das bedeutet: Wohin auch immer du auf unserer schönen Welt kommst, ob nach Papua-Neuginea oder auf eine russische Forschungsstation in der Antarktis – überall bist du nicht Daniel Craig, sondern James Bond.«

Und wie ist Anatole Taubman zum Job als James Bond Bösewicht gekommen?





»Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon 50 Filme gemacht – vor allem international. Natürlich schaffe ich so was nicht alleine, sondern habe eine wunderbare Business-Entourage um mich herum, die wie eine ‚Familie‘ für mich ist. Neben einer Agentur in Frankreich und Deutschland habe ich auch eine in England, die sich um den englischsprachigen Raum kümmert. Ich war also schon ein bisschen bekannt. Ausserdem habe ich mir irgendwann klar gemacht: Einen Engländer oder Ami wirst du nie spielen, weil jeder Engländer und jeder Amerikaner sofort hört, dass du kein native speaker bist. Da kannst du machen, was du willst. Also entschied ich mich, europäisch-kontinentale Dialekte auf das Englisch draufzupacken – polnisch, russisch, serbisch, türkisch, französisch, italienisch etc. –, um Ausländer zu spielen. Das war eine gute Marktlücke.

In dieser Funktion wurde ich zum Bond-Casting eingeladen. Da stand ich vor 8 – in Worten acht – Leuten und musste einen Monolog des Bösen aus dem letzten Bond vorsprechen. Das aktuelle Drehbuch wird nämlich wie ein Staatsgeheimnis gehütet. Danach hat es einige Wochen gedauert, bis sie die endgültige Entscheidung fällten. In der Zwischenzeit bekam ich immer nur zu hören „You’re still in the race.“

Parallel dazu hatte ich noch ein anderes Casting gehabt. Für *‘Angels & Demons’* – mit Tom Hanks. Als dann der Anruf von meinem Agenten kam – ich drehte gerade in England –, war ich fest überzeugt, dass er von *‘Angels & Demons’* sprach, als er sagte: „Biiiig gratulation. Du hast die Rolle.“ Ich marschierte natürlich sofort nach Drehschluss in sein Büro und dann standen alle auf und applaudierten. Ich fand das ein bisschen übertrieben, bis ich verstand: Es ging um den Bond. Wow! Die erste Hürde war damit genommen. Aber dann habe ich das Drehbuch gelesen – und war nicht nur begeistert. An

meiner Rolle war sehr wenig Fleisch und Knochen und so habe ich mutig meinen Agenten gebeten, mit Marc Forster, dem Regisseur, sprechen zu dürfen.

ICH WOLLTE AUS DER NEBENROLLE – ICH NENNE SIE GERNE EINE `TAPETE` – EINE `FARBENFROHE TAPETE` MACHEN, DIE IN ERINNERUNG BLEIBT. ALSO HABEN WIR UNS GETROFFEN, HABEN DREI STUNDEN GEQUATSCHT, ZWEI STUNDEN DAVON ÜBER DIE SCHWEIZ – MARC IST JA AUCH SCHWEIZER – UND DANN HABE ICH IHM ALLES ERZÄHLT, WAS ICH MIR FÜR DIE ROLLE AUSGEDACHT HATTE. ZUM BEISPIEL, DASS DER TYP MEINER ROLLE SELBSTVERLIEBT IST UND EINE PERÜCKE TRAGEN SOLLTE, UND SO WEITER. DAS FAND MARC TOLL, BRACHTE SOGAR DIE IDEE MIT DEM TOPF-HAARSCHNITT UND SO HABEN WIR ES DANN SCHLIESSLICH AUCH GEMACHT.«

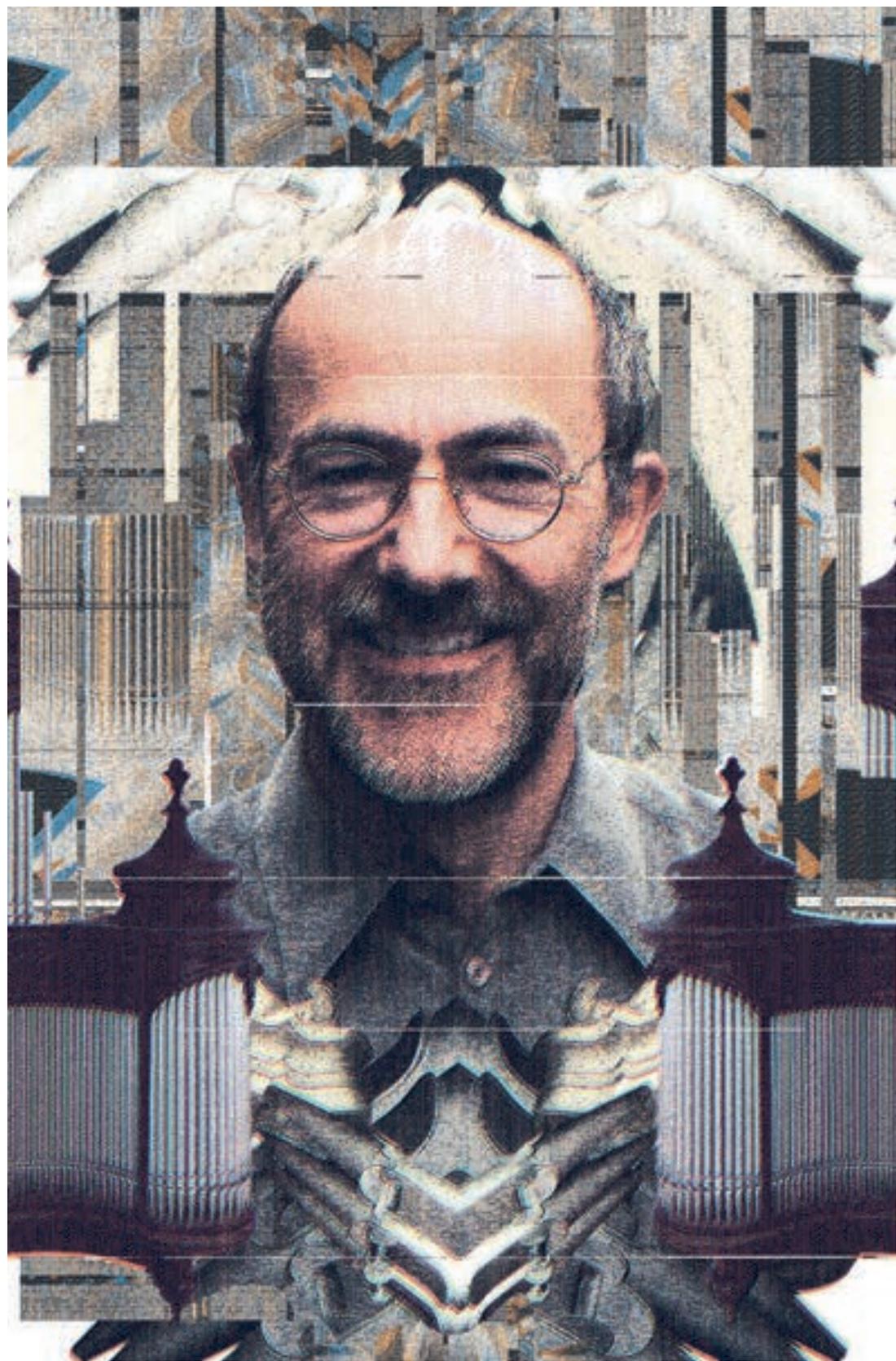
Gibt es eine Rolle, auf die er besonders stolz ist?

»Keine Rolle, sondern die Realität: Fast schon von der Gesellschaft aufgegeben zu sein, um dann nach Einsiedeln zu kommen und dort die Matura mit 5,18 Gesamtdurchschnitt zu schaffen – darauf bin ich wirklich stolz! Deswegen freue ich mich auch sehr darüber, dass ich Anfang Dezember feierlich in den Kreis der *‘Alumni Einsiedlensis’* aufgenommen werde und Abt Urban treffe, der im Gymnasium damals zwei Klassen über mir war. Ich bin – wie man vielleicht schon gemerkt hat – ein grosser Verehrer des Klosterinternats. Für mich war es wie *‘a dream comes true’*.« 🍷





*Die Heubrigsflue von der
Strasse zum Pragelpass
FOTO: Stefan Zürrer*



DAS OPUS 4000



ORGANIST PETER FRÖHLICH UND
DIE WEITUM GERÜHMTE GOLL-
ORGEL DER KOLLEGI-KIRCHE

von Andreas Lukoschik

Es war eine früh gespürte Berufung, die den damals vierjährigen Peter bewegte. Als Jüngster von fünf Brüdern wuchs er nicht nur zuhause mit Musik auf, sondern durfte seine grossen Brüder auch auf den Orgelboden in der Kirche seiner Heimatpfarre begleiten.

Als er zum ersten Mal den grossen Spieltisch mit den drei Manualen sah, samt der vielen Tasten, Register, Knöpfe und Pedale, war es um ihn geschehen. Auch er wollte der Herr über diese tausendundeine Pfeife werden und sie zu spielen verstehen.

So versuchte er am heimischen Klavier zuhause nachzuspielen, was er bei »den Grossen« gehört hatte, noch bevor er überhaupt Klavierunterricht bekam. Als bald durfte er in der Schulmesse den Gottesdienst begleiten und wuchs mit der Begeisterung für »seine« Orgel, viel Ausdauer und grossem Fleiss zum Organisten heran.

Mit 16 Jahren sah und hörte er zum ersten Mal die pneumatische Kollegiorgel Schwyz. Die Faszination, die dieses Instrument mit dem grossartigen farbigen Spieltisch auf ihn ausübte, liess ihn nicht mehr los.

Heute, mit 40jähriger Berufserfahrung, ist seine Begeisterung für die Kollegi-Orgel nicht nur ungebrochen, sondern flammt jedes Mal wieder neu auf, wenn er am Spieltisch sitzt und die unendlich scheinende Klangvielfalt dieses von Luft beseelten »Sinfonieorchesters« in seiner prachtvollen Entfaltung vom kraftvollen Tutti bis zum zartesten Piano spielt.

Doch sah es lange Zeit so aus, als könne die Orgel ihre wahre Pracht nur noch eingeschränkt entfalten.

Falsch verstandener Fortschrittsglaube

Mitte der Fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatte nämlich mit der sogenannten »Orgelbewegung« ein merkwürdiger Fortschrittsglaube um sich gegriffen, der mit einer Vereinfachung des musikalischen Geschmacks

einherging. Natürlich wurde das nicht so genannt, sondern bekam einen Namen, der den wahren Umstand beschönigte: Die Orgel wurde »barockisiert«. Nun hat der normale Zeitgenosse unter dem Barock eine opulente und sinnenfrohe Formenvielfalt vor seinem inneren Auge und ahnt nicht, dass das genaue Gegenteil mit der Orgel geschah: Sie wurde in ihrem Klangbild ärmer, oberflächlicher und zu einer Universalorgel »runterrestauriert«.

Die Begründung dafür war, dass der neue Klang weniger »romantisierend« sei und dem Zeitgeschmack mehr entspreche. Eine Haltung, der übrigens sehr viele Orgeln in der Schweiz zum Opfer fielen.

Nun war die ursprüngliche Kollegi-Orgel aber diejenige Orgel gewesen, die der Luzerner Orgelbauer Goll anlässlich seines 75jährigen Firmenjubiläums gebaut hatte. Also ein Prestige-Objekt, mit der die Werkstatt ihre Kompetenz und handwerkliche Kunstfertigkeit unter Beweis stellen wollte. Dazu gehörte auch, dass die Jubiläumsgel, die eigentlich erst die Werknummer 394 hatte, zum »Opus 400« deklariert wurde.

Ihr Klang wurde durch die Eliminierung vieler poesievoller Register – wie die der Streicher – während des Umbaus in den fünfziger Jahren verändert. Selbst das originale Krummhorn fand keine Gnade und die Oktavkoppelungen wurden einfach abgeklemmt. Somit klang die Orgel weniger reich als vor der Renovation, aber trotz aller Eingriffe blieben ihre Gravität und der sinfonische Charakter weitgehend erhalten.

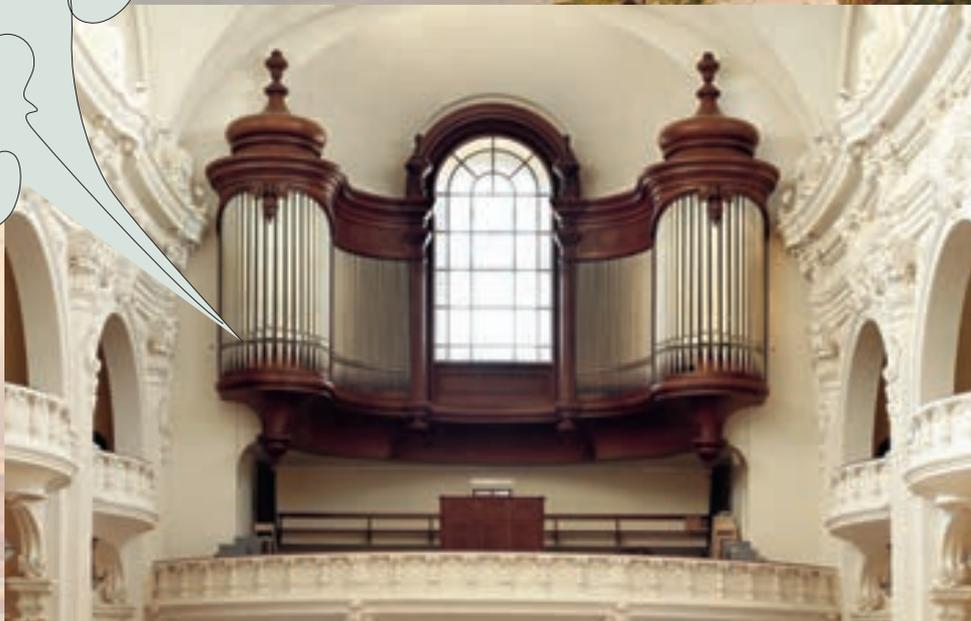
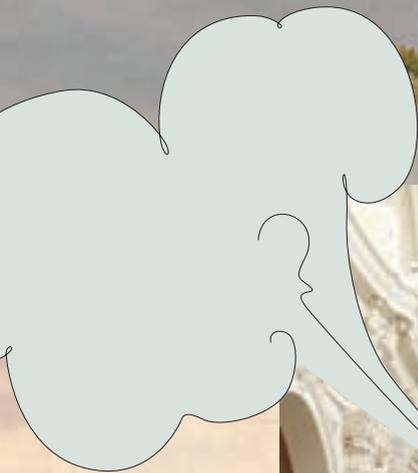
1972 übernahm der Kanton das Kollegium – und damit auch die Orgel

Nach der Jahrtausendwende betrat Peter Fröhlich erneut die Bühne. Oder besser den Orgelboden. Denn inzwischen war er zum erfahrenen Organisten gereift und begann, die Kollegi-Orgel regelmässig zu spielen.

Orgeln sind wie andere Instrumente auch: Sie müssen im Spiel schwingen. Ihre Membranen müssen bewegt werden und ihre Pfeifen brauchen Luft.

Dabei dämmerte ihm, dass hier ein Instrument in einem Dornröschenschlaf lag und dass es wachgeküsst werden musste. Ein Vorgang, der nicht





» MIT IHR KANN MAN MYSTISCHE
KLÄNGE ERZEUGEN,
DIE DEM KLANGIDEAL DER
DEUTSCHEN ROMANTIK
ENTSPRECHEN.«



allein durch einen Prinzen geschehen konnte, sondern zu dem es eines Budgets bedurfte. Eines stattlichen Restaurierungs-Budgets.

Und so gründete er am 29. Januar 2005 mit seiner Frau Steffy, Franz Oswald und 40 Gleichgesinnten den »Freundeskreis Kollegiorgel Schwyz«, der zu Orgelkonzerten Organisten aus ganz Europa einlud: Gabriel Marghieri zum Beispiel, den Organisten von Sacré-Cœur, Paris. Oder den Norweger Svein Amund Skara, der sein eigenes Klavierfestival in Oslo hat.

Alle, alle kamen, waren hellauf begeistert vom Potential des einzigartigen Instruments – und verzichteten auf ihr Honorar zugunsten der Restaurierung dieses schlummernden Schatzes.

Bei einem dieser Konzerte sass auch der damalige Schwyzerörgeli-Fabrikant Alois Eichhorn im Kirchenschiff – und war tief bewegt ob der herrlichen Klänge. In seinem Testament vermachte er dem Freundeskreis eine stattliche Summe, die die Restaurierungskosten zu 60 Prozent abdeckte. So konnte die Restaurierung in Angriff genommen werden. »Wen wir damit beauftragen sollten und wollten, war lange die Frage«, sagt Fröhlich heute. »Nach vielen schlaflosen Nächten haben wir uns dann für die Orgelwerkstatt Christian Scheffler entschieden, die auch die Orgel in Johann Sebastian Bachs Heimatkirche – der Thomaskirche zu Leipzig – restauriert hatte.«

Und jetzt?

»Die Kollegi-Orgel klang schon immer anders – nicht so hochtönend, silbrig, metallisch wie andere Orgeln, sondern weicher, mit mehr Wärme und Tiefgang«, so Fröhlich. »Seit der Restaurierung zum 100. Geburtstag im Jahr 2012 erklingt sie nun vollends grossartig, nämlich wieder im Originalzustand von 1912. Mit

ihr kann man mystische Klänge erzeugen, die dem Klangideal der deutschen Romantik entsprechen. Also grundtönig, füllig, und ein Crescendo von sehr zart bis so kraftvoll, dass von den Basslasten her die Bauchgefühle der Zuhörer erreicht werden. Aber auch die hohen Töne sind so fein, dass man Papagenos Panflöte aus Mozarts Zauberflöte tirillieren lassen kann, die dann im Kirchenschiff wie mit einem Echo nachhallt. Diese Orgel ist wirklich ein Traum.« Sagt's und lässt die Papageno-Passage durchs Kirchenschiff hallen, dass man eine Gänsehaut bekommt.

Dass die Kollegi-Orgel übrigens alle Irrungen und Wirrungen so lange überstanden hat, lag einerseits an ihrer exzellenten Qualität *und* an der fehlenden Heizung in der Kollegiurkirche. Denn dadurch gab es in den über 100 Jahren keine ständigen Temperaturschwankungen, die die Ventile, Ledermembranen und das Holz belastet hätten.

Dazu sagt der Norddeutsche in seinem Plattdeutsch: »Wat dem Eenen sine Uhl, is dem Annern sine Nachtigall« oder auf Schriftdeutsch: »Was dem einen seine Eule, ist dem anderen seine Nachtigall.« Oder noch deutlicher: »Die kalten Füsse der Zuhörer bei den Winterkonzerten haben der Orgel ein langes Leben beschert!« 🍷

 Wer die Kollegiorgel in vollem Klang erleben will, für den gibt es am **26. DEZEMBER 2016 UM 18:00** »**EIN FESTLICHES WEIHNACHTSKONZERT**« Der Eintritt ist frei. Am Ende wird um eine freiwillige Kollekte gebeten.

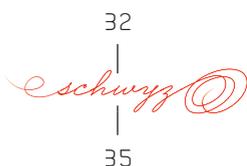
Mehr zum »**FREUNDENSKREIS KOLLEGIORGEL SCHWYZ**« unter www.kollegiorgel.ch

Dort gibt es auch die **CD** vom grossen »Bettagskonzert 2012«

Wer ein wortgewaltiges Werk zur Kraft der Orgeln lesen möchte, für den empfiehlt sich **ROBERT SCHNEIDERS ROMAN „SCHLAFES BRUDER“**

Und wer mehr über die Zeit im Kollegium Maria Hilf zwischen 1950 und 1972 erfahren möchte, für den gibt es das Buch »**KOLLEGIAL INTERNIERT**« im Verlag **CADFORUM ARCHITEKTUR**, Postfach 16, 4020 Basel

DER "MARKANT"-E



DR. MARKUS RIEK, DIE
SCHWYZER KULTURLANDSCHAFT
UND DIE MARKANT-STIFTUNG

von Andreas Lukoschik

Doch wer Markus Riek kennt (*dessen Nachname übrigens eine allemannisierte Version von »Rüegg« ist*), weiss, dass neben der Medizin und seiner Familie Kunst und Kultur Quell seiner Lebensfreude sind. So blieb es nicht dabei, dass er seinen Patienten nur medizinisch beistand. Er verhalf auch dem Kulturleben des Kantons zu neuem Leben.

Man schrieb das Jahr 1975 und die Stehkrägler hatten noch unumschränkt das Sagen in Schwyz, als Dr. Markus Riek hierher kam. Der 37 Jahre alte Arzt war seit vielen Jahren der erste Mediziner, der in Schwyz eine Praxis für Allgemeinmedizin eröffnen wollte.

Nach zwei Wochen war die neue Praxis in der Schmiedgasse gut besucht und er hatte das Gefühl, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Vier Jahre später war er Präsident der Kantonalen Ärztesgesellschaft und neun Jahre danach wurde er zum Kantonsarzt bestellt – also zum höchsten Amtsarzt des Kantons.

Die Kultur- gesellschaft

So gehörte er zu den Gründern der »Kulturgesellschaft des Kantons Schwyz« und wurde gleich im ersten Jahr (1986) zu deren erstem Präsidenten gekürt – er blieb es für zehn Jahre. Doch war das erst der Anfang. Denn alsbald wurde er auch Mitglied in der Kantonalen Kulturkommission.

Die verleiht wichtige Preise und gibt die »Schwyzer Hefte« heraus, doch organisiert sie keine Events wie zum Beispiel »Kunstszene Schwyz«





oder andere Ausstellungen. Markus Riek hingegen liebt es, konkrete Schritte zu organisieren und macht gerne Nägel mit Köpfen. So sagte er nicht »Nein«, als er gefragt wurde, ob er das Präsidium der Markant Stiftung übernehmen wolle, und man ihm ein Jahresbudget in Aussicht stellte, mit dem er die Kultur im Kanton konkret befördern konnte. Er willigte unter einer Bedingung ein: Er wollte sich nicht um das Finanzielle kümmern müssen.

»Ich kenne mich mit Geld nämlich nicht so gut aus«, sagt er mit einem entschuldigenden Lächeln. »Ich kann es nur ganz gut ausgeben.«

Mit der Markant Stiftung bekam er ein Werkzeug in die Hand, mit dem er konkret werden konnte. In den ersten Jahren machte die Einrichtung wenig Aufhebens von ihrer Förderarbeit. Doch wenn ein Förderer 21 Jahre lang – solange gibt es die Stiftung – Kunstaussstellungen, Theateraufführungen, Arbeiten einzelner Künstler, Filmprojekte, Kleinkunst-Aufführungen, Literaturproduktionen, Design- und Comic-Ausstellungen fördert und Ankäufe macht, die danach als Dauerleihgaben in öffentlichen Räumen ausgestellt werden, dann gelangen er und die Stiftung auch zu einer gewissen Bekanntheit.

Dank der Markant AG, die der Stiftung die Mittel für die Kulturförderung zur Verfügung stellt, sind in den 21 Jahren mehr als 10 Millionen Franken in Schwyzer Kulturprojekte geflossen. Damit hat er das Kulturleben im Kanton Schwyz bunter und lebendiger gemacht. Denn es gehört zu den Regeln der Stiftung, dass nur lebende Kultur gefördert wird. Rückwärtsgerichtete Projekte wie etwa Denkmal-Restaurierungen sieht sie nicht als ihre Aufgabe.

Eine lebendige Kultur ist denn auch Markus Rieks Anliegen, die er keineswegs nur von anderen gestaltet wissen will.

Das Kreuz

So inspirierte er im Jahr 2000 eine Ausstellung in Einsiedeln zum Thema »Das Kreuz in der Vergangenheit«. Und ein Jahr später »Das Kreuz in der Gegenwart«. Dazu wurden 32 Künstler aus der Innerschweiz eingeladen, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen.

»Wir wollten nicht, dass das Kreuz nur als christliches Zeichen verstanden wurde«, sagt er, obwohl er sich selbst als religiösen Menschen

bezeichnet. »Ich habe zum Thema Religion eine Einstellung wie der Tübinger Theologie-Professor Hans Küng: Es führen viele Wege zu Gott. Deswegen habe ich mit keiner der monotheistischen Religionen Probleme. Wir in Europa sind nun mal in der Tradition und mit den Werten des Christentums aufgewachsen. Das prägt unser Zusammenleben und unsere Kultur.«

Womit wir wieder beim Thema wären. Denn Markus Rieks Talent zum Konkreten heisst auch, dass er die passenden Strukturen schafft, auf denen und aus denen heraus Kultur wachsen kann.

Schwyz Kultur Plus

Dazu gehört eine weitere Gründung, die bis zum heutigen Tag wirksam und wohltuend für den Kanton ist: Die Gründung von `Schwyz Kultur Plus´.

Das kam so: Die einstige »Kulturgesellschaft des Kantons Schwyz« sollte in Einsiedeln ein »Kulturzentrum« bekommen.

»Wir wollten der *Kulturgesellschaft* damit eine Plattform bauen, mit der sie fest verankert werden sollte im kulturellen Leben des Kantons«, erklärt er die Hintergründe, »doch wurde das Zentrum als Konkurrenz missverstanden. In einem damals vielleicht ein bisschen turbulenten Wandel wurde aus der *Kulturgesellschaft* schliesslich `Schwyz Kultur Plus´.«

Heute ist diese Institution aus dem Kulturleben des Kantons nicht mehr wegzudenken. Deswegen lässt sich mit Fug und Recht sagen, dass Markus Riek der Kulturlandschaft mehr als gut getan hat. Um nicht zu sagen »ausgezeichnet«. Das würde er allerdings als Übertreibung von sich weisen. So fassen wir das Lob in einem anderen Wort zusammen und sagen ihm schlicht und einfach »Danke!« 🙏

"DER PFAD", AUF DEM GILT: NUR MUT(EN)!



AUF DEM MOSTELBERG OB
SATTEL GIBT ES EINEN GANZ
BESONDEREN WEG, DAS
PENDELN AUSZUPROBIEREN

von *Andreas Lukoschik*

Der »besondere Weg« ist doppel-
deutig gemeint. Denn einerseits
ist es tatsächlich ein Wander-
weg – sogar der längste mit
dieser Thematik in Europa. Und
andererseits handelt es sich dabei
um einen Weg, das Pendeln konkret
auszuprobieren.

»Es wird nämlich leicht
theoretisch-unsinnlich«, so Linus Bet-
schart, »wenn man über das Pendeln
nur redet. Überzeugender ist es, es
auszuprobieren und zu spüren. Des-
wegen – und um uns mit der Natur zu
verbinden – hat unser Verein diesen
Pfad angelegt.«

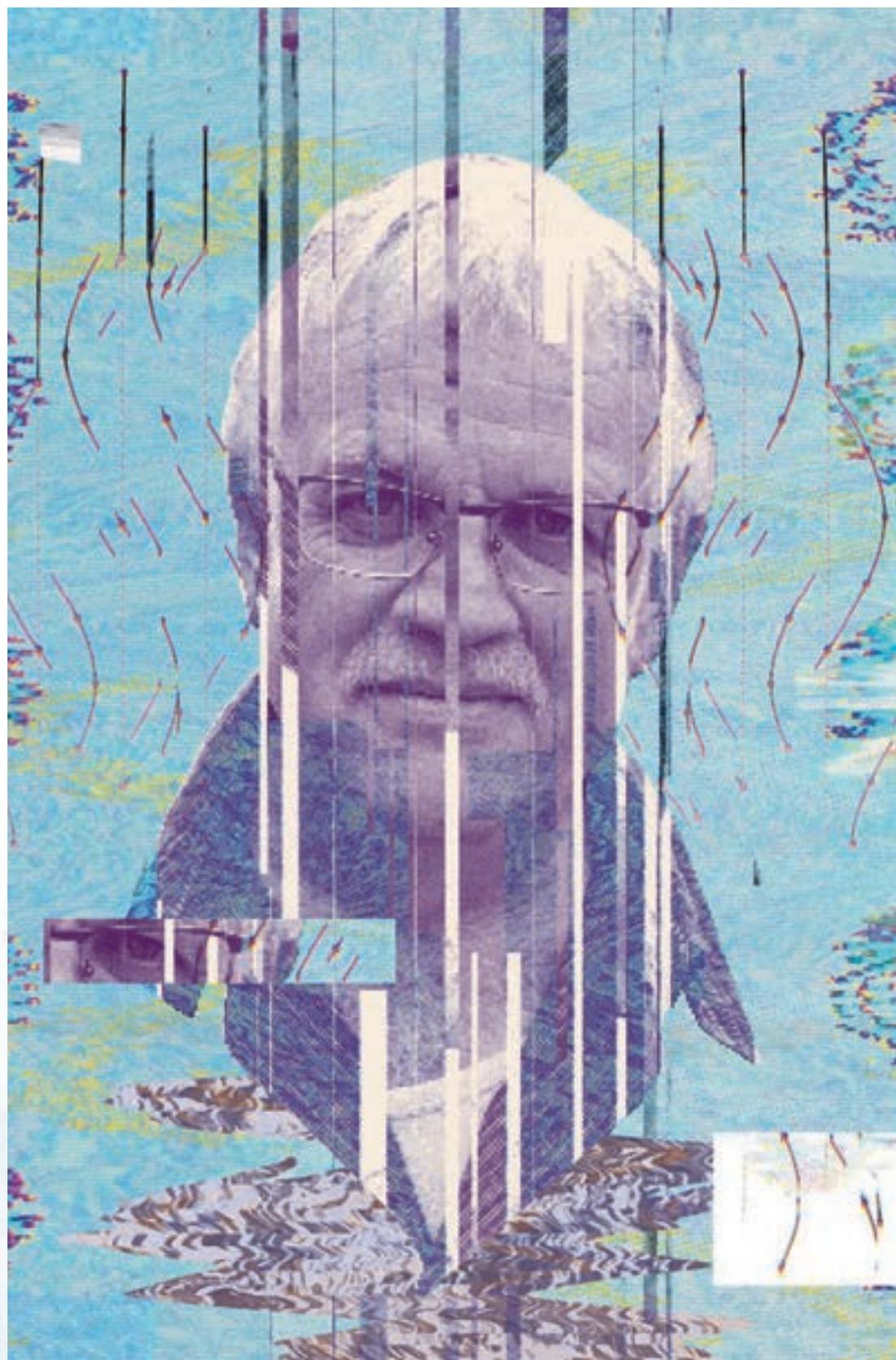
Die »Radiästhetische Vereinigung
Ägerital«, dessen Präsident Betsch-
art ist, hat diesen Rundweg oder
»Lehrpfad« 2007 eröffnet. Hoch oben

auf dem Mostelberg, gleich nach der
Bergstation der Hochstuckli-Bahn
geht dieser ungewöhnliche Wander-
weg rechts ab in die Senke und führt
über 3,5 Kilometer den Hang hinauf.
Es ist ein »Weg zum Innehalten, zum
Entschleunigen, zu seiner eigenen
Mitte«, so Betschart. Mit insgesamt
27 Stationen, an denen man – so der
Präsident – »den Naturkräften auf die
Spur kommen kann«.

Dazu sollte man ein Pendel
dabei haben, denn an allen Stationen
wird auf Tafeln ausführlich darauf
Bezug genommen.

Wie funktioniert nun das Pendeln?

»Prinzipiell ist das Pendel
nur der `Anzeiger´«, so Betschart,
»vergleichbar mit dem Zeiger der Uhr.
Ohne den Uhrzeiger kann man die
Uhr ja auch nicht ablesen. Aber der
Zeiger selbst misst nicht die vergan-
gene Zeit. Das macht das Uhrwerk.
Wenn wir bei diesem Vergleich blei-
ben, dann ist das Pendel der `Zeiger´,
der Mensch das `Uhrwerk´ und die
Erdstrahlen sind die `Zeit´, die ange-
zeigt wird.



Doch weil eine Uhr nicht `geht`, ohne dass man sie aufzieht, kann auch der pendelnde Mensch nur dann `gehen`, wenn er sich auf den Empfang der Erdenergie `eingestellt` hat. Dem einen fällt das leicht, dem anderen gelingt's überhaupt nicht. Das ist aber keine Frage des Wollens, sondern des `Lassens` – genauer des Loslassens. Mit dem Kopf lässt sich dabei gar nichts beeinflussen. Man muss den Empfang der Energie zulassen, dann wird man etwas spüren – oder auch nicht.«

Und dann schlägt das Pendel aus?

»Noch nicht. Man muss es vorher `eichen`. Dazu legt man für sich fest, dass ein `Ja!` zum Beispiel eine Drehung *im* Uhrzeigersinn bedeutet, ein `Nein!` eine Drehung *entgegen* dem Uhrzeigersinn. Dann kommt es darauf an, wie man das Pendel befragt, dass danach auf die so festgelegte Weise die Fragen mit `Ja` oder `Nein` beantwortet. Mehr kann es nicht. Deshalb ist das Fragen die eigentliche Kunst.

Ganz einfache Fragen wären: Spürst Du eine Wasserader? Nimmst Du Energie wahr? Ist sie stark? Und noch etwas: Bei uns in der Schweiz heisst dieser Vorgang eigentlich nicht `pendeln`, sondern `muten`.«

Zum Beginn des Mutens ist der eine oder andere Hinweis zum Einstieg naturgemäss hilfreich. Indem man zum Beispiel mit Betschart oder einem anderen Muten-Kundigen auf dem Wanderweg an besonderen Energiefeldern übt. Und sein Pendel ausprobiert. Denn es nützt nichts, an einer Stelle muten zu wollen, an der keine oder nur wenig Energie spürbar ist und das Pendel gar nicht ausschlagen *kann*. Es muss schon etwas da sein, damit man muten kann.

Deswegen bietet die »Radiästhetische Vereinigung Ägerital« Einstiegs-kurse zum Pendeln auf dem "Pfad" an. Der nächste wird im Frühling stattfinden. Von Schulklassen bis zu Firmengruppen reichen die Muten-Seminare. Ihre Zahl nimmt ständig zu.



Wasser finden

»Wissen Sie, ich bin Architekt und Baubiologe«, sagt Betschart, während wir am Ende des "Pfades" über die längste Fussgängerhängebrücke Europas gehen. »Wenn ich einen neuen Bauplatz besichtige, gehe ich erst einmal über das Gelände und mute es aus. Denn wenn irgendwo eine Wasserader oder Störzone verläuft, dann würde ich dort keinen Schlafplatz planen.«

Womit wir beim Stichwort »Wasser« sind. Kann er mit seinen Muten-Kenntnissen denn Wasseradern auch gezielt finden?

»Ja, natürlich«, antwortet er und klingt ein bisschen verwundert darüber, wie man so etwas fragen kann. »Wir werden regelmässig für Bohrungen angefragt. Im Verein haben wir eine Wassersuchgruppe, die an bestimmten Tagen der Mondphase dazu mehrmals zum Muten geht. Übrigens können Sie jeden Rohstoff auf diese Weise finden. Man muss es nur üben! Denn jedes Material hat eine andere Intensität an Energie – oder Schwingung.«

Wie jemand auch immer das Muten bewertet, ein interessanter Spaziergang in einer landschaftlich reizvollen Umgebung ist der "Pfad" auf dem Mostelberg allemal.

 **DIE »RADIÄSTHETISCHE VEREINIGUNG ÄGERITAL« BIETET INDIVIDUELLE FÜHRUNGEN AUF DEM PFAD AN. Dauer: cirka zwei bis drei Stunden. Wer sich für eine Führung auf dem »Pfad« interessiert, wende sich an:**

fuehrungen@der-pfad.ch
oder
lbarch@sunrise.ch

Mehr dazu unter:
www.vrgs.ch

DIE FÜHRUNG kostet 160 Franken für eine Gruppe von 10 – 12 Personen.



Abgesehen davon fördert die Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten des Pendelns die Flexibilität des Geistes – schon allein dadurch, dass man dabei das bekannte naturwissenschaftliche System einfach in Frage stellt und sich auf sein eigenes Gespür verlässt.

Manchmal macht sogar der eine oder andere dabei eine erhellende Erfahrung, die er bei sich nie vermutet hätte. Wie der Jurist, der bei einer der Führungen Betscharts plötzlich merkte, dass das Pendel bei ihm besonders stark reagierte, er also mit dem Muten für sich eine neue "Ausdrucksform" entdeckt hatte.

Und?

Der Ordnung halber muss am Schluss gesagt werden, dass es Menschen gibt, die das Ganze für Spinnerei halten. Das ist ihr gutes Recht. Zumal es keine naturwissenschaftlich wasserdichte Begründung für all das gibt.

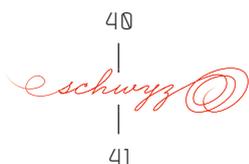
Es gibt aber auch Leute, die sich William Shakespeares Meinung anschließen, der seinen Hamlet sagen lässt: »Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt.«

Beide Ansichten sind in Ordnung und haben Platz im toleranten Schwyz. Und das soll auch so bleiben. Denn das Muten auszuprobieren, hat bis jetzt noch niemandem wirklich geschadet.

"Der Pfad" auf dem Mostelberg lädt dazu jedenfalls geradezu ein. 📍



UND NOCH ETWAS: 2017 wird dort oben ein Brunnen eingeweiht werden, dessen Wasser dank einer speziellen Wasserführung von besonderer Kraft sein soll. Man darf gespannt sein!



SCHWYZ IN DER LITERATUR

von Daniel Annen

LICHTUNG

Schwyz in

Schriftstellerinnen und Schriftsteller wie Goethe, Hölderlin, Wordsworth, Inglin, Schriber oder Leutenegger haben Orte aus dem Talkessel von Schwyz in ihre Texte eingeschrieben. Nicht als blosse Beschreibungen, vielmehr entspringen ihnen symbolische Sinnpotenziale.

GOETHE (1749–1832) bezeichnet die beiden Mythen, die er noch »Haggen« nannte, als die beiden »ungeheuren unregelmässigen Naturpyramiden« ob Schwyz. Er wählte also einen Ausdruck, der auf die ägyptischen Grabkammern ebenso anspielt wie auf eine unfassliche – eben: ungeheure – Wirkkraft, die den Bergkoloss in der Natur aufgetürmt hat.

Ungeheuer! Diese Eigenschaft treibt später Goethes »Einbildungskraft« auch an, das weitere Umfeld von Schwyz bis hin nach Uri »als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern«. Dabei denkt er an Wilhelm Tell, der sich nicht »um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern« scheint, »und seine wackern Zeitgenossen«. Das wird wohl heissen: Die Gegend scheint ihm geeignet, darin freiheitliche Lebens- und Gesellschaftsformen zu literarischem Leben zu wecken.

Sie gleicht in einigen Aspekten einem englischen Garten. Ihre Häuser stehen frei in der Landschaft wie die Bürger in liberalen Gesellschaftsformen: »Kein Besitztum ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wiesen und Baumstücke.« Die Mauern, diese Kennzeichen der prächtig mächtigen Herrenhäuser – sieht er sie nicht oder will er sie nicht sehen?

Jedenfalls passt diese »Blindheit« zu seiner Wahrnehmung der Schwyzer Landschaft als Raum für freiheitliches Zusammensein. Auch sein Zeitgenosse **FRIEDRICH HÖLDERLIN (1770-1843)** denkt im 1793 erschienenen Gedicht »Kanton Schweiz« in diese Richtung. Er zeichnet darin inhaltlich eine Wanderung über die Haggenegg nach, die er selber im Frühjahr 1791 unternommen

hatte. Da sieht das lyrische Ich hinab ins »heilige Tal«, zur »Quelle der Freiheit«. Es ist vor »entweihendem Prunk, vor Stolz und knechtischer Sitte / Von den ewigen Wächtern geschirmt, den Riesengebirgen«.

Das erinnert nicht nur an die eidgenössische Freiheitstradition, sondern lässt auch einen Durchblick in freiheitliche Zukunft frei: »Dort, wo der Abendstrahl die Westgewölke vergüldet, / Dorthin wende den Blick, und weine die Träne der Sehnsucht!« Im Westen, wo kurz zuvor die Französische Revolution Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit ausgerufen hat, wäre wohl ein Aufbruch in neue Freiheit möglich.

Ein weiterer Zeitgenosse Goethes, **WILLIAM WORDSWORTH (1770-1850)**, betont ebenfalls die »happy freedom« in diesem Land sowie eine Gleichheit, die von der Vernunft oder der Natur bestimmt ist: »Equality by Prudence governed; / or jealous Nature ruling in her stead [...]«

MEINRAD INGLIN (1893-1971), in Schwyz aufgewachsen und später hier lebend, entwickelt in »Jugend eines Volkes« (1933) aus der Siedlungsgründung im Tale »Swits« eine Freiheitsgeschichte bis zur Schlacht am Morgarten. Dabei setzt er ebenfalls einen starken Akzent auf die Freiheit. Er betont das Wachsen des Korporationswesens und demokratischer Gesellschaftsformen, zugleich die Abwehr menschenfeindlicher kirchlicher und fränkischer Machtbedrohungen.

Wie sehr die Institution Kirche ein unmenschlicher Machtfaktor werden kann, macht Inglin zu Beginn seines autobiografischen Romans »Werner

KLARHEIT

der Literatur

Amberg« (1949) an der Dorfarchitektur deutlich, die er aus der wirklichen in Schwyz übernimmt, aber metaphorisch auflädt. Der kleine Werner sieht von seinem Zimmer aus die Kirche und oben im Turm auch die »Glockenstube, wo die grösste Glocke beim Läuten immer wieder den dunklen Rachen öffnete«. Ein dunkler Rachen! Der könnte einem Kind Angst machen! Und von den Glocken klingt »die eine drohend, die andere warnend, die dritte befehlend, die kleineren spottend oder lachend«, und alle zusammen verwandeln Werners Schlafzimmer »in einen dröhnenden fremden Raum, der nicht mehr mir gehörte«. So wird die Schwyzer Kirche zum Symbol für das Machtgehabe der Institution Kirche, die im späteren Romanverlauf den Heranwachsenden in die Selbstentfremdung treibt.

Ebenfalls von der realen Dorfgestalt aus geht **MARGRIT SCHRIBER (*1939)** im Roman »Die falsche Herrin« (2008). In dieser Geschichte aus den Dreissigerjahren des 18. Jahrhunderts ist Joseph Anton Reding »der mächtigste Mann des Landes Schwyz«. Doch hat diese Macht ihren Preis: Sein Wohnraum, man erkennt die Ital-Reding-Hofstatt in Schwyz, ist derart von Umfassungsmauern eingeschlossen, dass seine Tochter darin nicht glücklich werden kann. Zu abgeschottet ist sie vom übrigen Dorfleben. Die abschirmenden Umfassungsmauern sind nicht nur Schutz, sondern auch das symbolische Bild für feudale Prestigepflege – in diesem Fall auch: für Einsamkeit.

Suhrkamp-Autorin **GERTRUD LEUTENEGGER (*1948)**, die ihre Kindheit im Talkessel

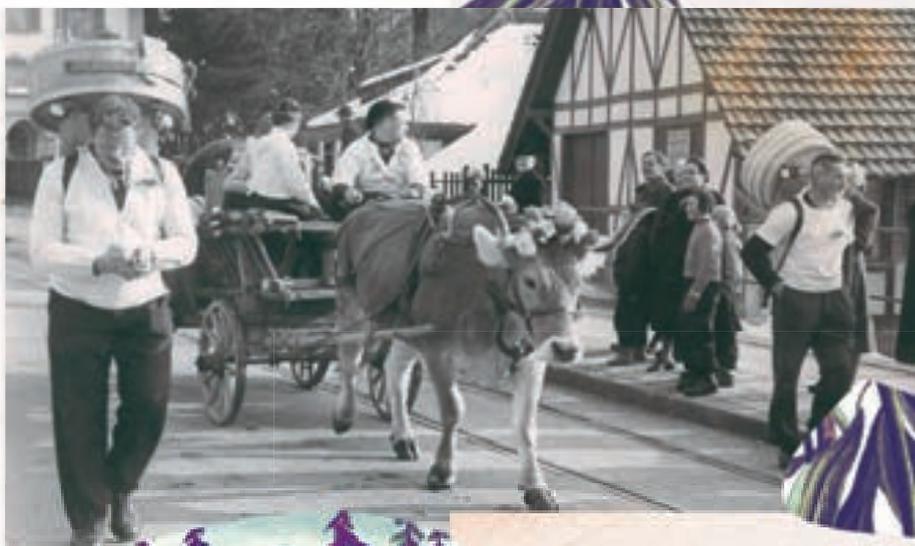
von Schwyz verbrachte, arbeitet ebenfalls mit der Dorfarchitektur. Dabei lenkt sie den Blick nicht nur auf deren Machtzentren, sondern auch auf Orte und Ereignisse, die menschlich bedeutsam sind, aber in der offiziellen Optik kaum Beachtung finden.

Wenn diese Autorin ins Dorf selber leuchtet, zeigt die Religionsausübung nicht immer menschenfreundliches Verhalten. So etwa, wenn in »Matutin« (2008) die Honoratioren von Schwyz in der Kirche die Passionslesung hören und den Fecker Graf, den von der Gesellschaft Verstossenen, der hinten im »weitoffenen Hauptportal« der Kirche erscheint, gar nicht wahrnehmen. Und dies ausgerechnet, als der Vorleser die Stelle zitiert, an der der Hahn kräht. Verrat am Menschen hier wie dort ...

Die modernen Textverfahren Leuteneggers lenken den Blick auf das genuine, nicht bigott verbrämte Sinnpotenzial sakraler Traditionen. So ist etwa in »Pomona« (2004) von einem Kerchel die Rede, der auch wieder dem Kerchel in Schwyz gleicht. Darin ist auf einem Bild am Flügelaltären die Geißelung Jesu Christ gemalt. Ein Mythos aus alten Zeiten? Jedenfalls einer mit Wahrheitsgehalt nicht nur fürs Einst, sondern auch fürs Jetzt: »[...] die Geißelung findet jetzt statt, da steht die Liebe, an den Pfahl gebunden [...]«

Das ist ein Echo auf einen Mörike-Vers. Jesus Christus, der sich in der Passion für die Menschheit weggegeben hat, ist die Liebe, die da misshandelt wird und sich nicht frei entfalten kann. Sie ist nach wie vor – wie im Neuen Testament, wie bei Mörike – »an den Pfahl gebunden«. Und dies nicht nur im Nahen Osten vor rund 2000 Jahren, auch in Schwyz. Entsprechend ist »das pyramidenförmige Gebirge« auf dem Altar-Bild im Kerchel »der Berg über dem Dorf«.

Leutenegger arbeitet hier, wie die anderen zitierten Autoren, mit regionalen Motiven, seien das nun Orte oder Ereignisse. Der Vorteil solcher Textverfahren? Diese Motive wirken, weil sie so singular daherkommen, nicht abgenutzt. Die mit ihnen verbundenen Wörter sind nicht durch inflationären Gebrauch ausgehöhlt. Darum können ihnen intensive, ungeahnte und vielfältige Sinngehalte entspringen. 🍷



Optimales Wetter vorausgesetzt, dürften am letzten Sonntag im Januar 2017 wohl wieder Zehntausend und mehr Zuschauer die Strassen von Schwyz säumen. Denn dann wird an der traditionellen »Sennenchilbi« einmal mehr ein pompöser Festumzug das Dorf beleben. »Dorf und Land – midenand« heisst das Motto und soll von rund 600 Mitwirkenden in über 40 Gruppen gestaltet werden. Altes regionales Handwerk wird dabei dominieren, Gewerbe und Vereine als Gäste das »Dorf« repräsentieren – und die »Grossgrinde-Zunft« einen fasnächtlichen Tupper setzen!

WENN »SENNEN« FEIERN...

SEIT 150 JAHREN WIRD IN SCHWYZ
DIE »SENNECHILBI« GEFEIERT.
ALTE TRADITIONEN IN EHREN – WIE
AUCH DEM WANDEL.

von Hans Steinegger

42

Schwyz

45

Gesellschaft und Bruderschaft

Die Bitte um Schutz gegen Naturgefahren, Viehseuchen und Dämonen in den Alpen förderte im späten Mittelalter die Anrufung des Allerhöchsten und der Heiligen. Die Gründung von Bruderschaften war die Folge des religiös geprägten Schutzbedürfnisses, so auch in Schwyz. Denn hier halten die Bauern, Äpler und Sennen ihren Jahrestag seit dem 19. Oktober 1575. Womit die Schwyzer Sennengesellschaft die älteste der Innerschweiz ist.

Zur Gründung der Wendelins-*Bruderschaft* kam es jedoch erst 1586, die 1669 und 1775 durch die Päpste Clemens IX. und Pius VI. bestätigt wurde. Und 2017 liegen nun 150 Jahre zurück, als die Gesellschaft 1867 ihre alle vier Jahre stattfindende »Sennenchilbi« vom Herbst in den Winter verlegte. Der Grund dürfte ein zweifacher gewesen sein: Einerseits war die Bruderschaft verpflichtet, am letzten Januar-Montag einen Dank- und Bittgottesdienst abzuhalten, andererseits kam es der Bauernsame gelegen, ihren Festtag von der arbeitsintensiven Herbstzeit in die weniger »stressige« Winterzeit zu verlegen.

Traditionen wahren und pflegen

Der Wechsel des Datums steht jedoch in keinem Vergleich mit den markanten Veränderungen in der Alp- und Landwirtschaft der letzten 50 Jahre. So drängten sich auch bei der Sennengesellschaft »Anpassungen« auf – ohne dabei beliebte Traditionen zu vernachlässigen. Dazu Sennenpräsident Franz Hediger: »Früher konnte nur eine Person pro Familie Mitglied unserer Gesellschaft sein. Zudem war dies eine Ehrensache. Inzwischen haben wir uns diesbezüglich geöffnet, öffnen müssen. Heute sind Bauernfamilien zu dritt oder viert vertreten. Es können aber auch »Sennenbuebe« aus bäuerlichen Kreisen mitmachen, die nicht mehr aktive Bauern sind. Teils engagieren sich bei uns sogar kleine Cliques, die an gesellschaftlichen Kontakten interessiert sind.« Deshalb pflege man auch Kontakte zur Oberallmeind Korporation (OAK), zum Alpwirtschaftlichen Verein, der Kindertrachtengruppe und natürlich generell zur Volksmusikszene. »Im Vordergrund steht seit eh und je die Pflege der Gemeinschaft und des Zusammenhalts, vor allem im bäuerlichen Umfeld. Dazu gehören jährlich auch ein Ausflug, die 'Sänneniidle' oder der Gedenkgottesdienst für die gestorbenen Mitglieder«, betont Franz Hediger.

Traditionelles in der Kritik

Ebenso bewusst will man an der überlieferten Grundform der Sennenkilbi festhalten – mit Festgottesdienst, Sennenmahl mit »Zueschtupf«, folkloristischen Darbietungen, Sennentanz und Festumzug. Doch schon seit den 1980er-Jahren ist namentlich der Festumzug wiederholt kritisiert worden, insbesondere seine »althergebrachten Sujets«. Alles sei nur Folklore! Nostalgie! Verklärung einer heilen Welt! Romantisierung! Oder einfach ein »falsches Bild der Bergbauern«, heisst es mit Verweis auf die beruflichen und sozialen Veränderungen. Eigentlich ein Phänomen – denn ausgerechnet der Umzug ist ein Magnet und zieht jeweils tausende Besucher in ihren Bann...! Dafür hat der Sennenpräsident plausible Erklärungen, wird doch darüber auch vereinsintern diskutiert, zumal viele »Nummern« tatsächlich mit Rückschau zu tun haben und an eine »vermeintlich heile Welt« erinnern.



PROGRAMM

SAMSTAG, 28. JANUAR 2017

20.00 Uhr

Sennentanz im Alphütteli
auf der Hofmatt

sowie im Restaurant Hofmatt

SONNTAG, 29. JANUAR 2017

09.00 Uhr

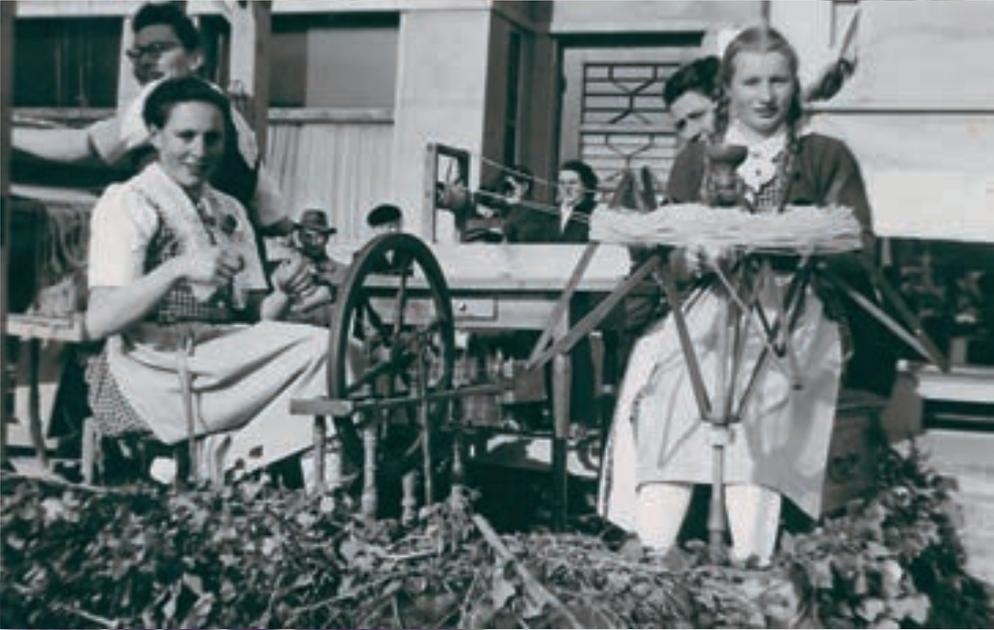
Festgottesdienst in der
Pfarrkirche

11.00 Uhr

Sennenmahl, »Zueschtupf«
und Folklore-Darbietungen
im MythenForum

14.00 Uhr

Festumzug
Motto: »Dorf und
Land – midenand«
Herrngasse
Dorfplatz
Strehlgasse



ÄPLERCHILBI

Zwischen 1853 und 1862 war die »Sennenchilbi« viermal mit einem »Äplerfest« verbunden, begleitet von einer Viehausstellung mit Viehmarkt auf der Hofmatt. Festplatz war die Brüelmatte am südlichen Dorfrand, wo Wettkampfsportarten ausgetragen wurden: Laufen, Springen, Klettern (Kletterbaum), Ringen, Schwingen und Steinstossen, aber auch »Hääggle« und »Sackgumpe«. Zum Äplerfest gehörte natürlich auch Volksmusik: »Alphoreblaase« und »Büchle«.

Kommerzfreies Brauchtum pflegen

Dazu Franz Hediger: »Wir wollen ortstypisches und regionales altes Handwerk zeigen, wenn dies auch etwas ‚museal‘ daherkommt. Wie heute vergleichsweise noch alte Geräte und Maschinen abgegangener Berufe gesammelt, Filme über altes Handwerk gedreht, nationale Handmähert-Wettbewerbe organisiert oder neuerdings wieder Tristen in die Kulturlandschaft gestellt werden, ja sogar ein ´Tristen-Fest´ veranstaltet wird. Also ist unser Umzug auch ein wenig Geschichte, eine Art ‚fahrendes Museum‘, wie anderswo lokale Heimatmuseen existieren.« Und der Schwyzer Sennenpräsident ergänzt auch als OKP: »Dafür wollen wir unser traditionelles Brauchtum bewusst nicht kommerzialisieren, sprich mit Werbung und Sponsoring überdecken. Ehrenamtliches Organisieren und Mitwirken steht bei uns im Vordergrund, erfreulicherweise grosszügig unterstützt durch einen breiten Kreis von Gönnern.« – Das ist mehr als bemerkenswert. Dafür »Hut ab!«.

ZUESCHTUPF

Der in Schwyz gepflegte Brauch des »Zueschtupf« ist im Wortsinn eine »Zugabe« in Form eines kurzen Bühnengesprächs zweier Sennenburschen. Sie nehmen nicht nur das Motto des Festumzuges auf, sondern machen sich auch skeptische und besinnliche Gedanken über das Gestern, Heute und Morgen. Im Zentrum stehen dabei meist aktuelle Sorgen und Nöte des Bauernstandes im globalen Umfeld.



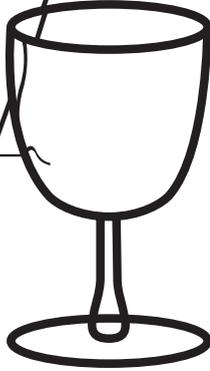
*Der Etzel-Wanderweg bietet
solche herrliche Blicke
FOTO: Stefan Zürcher*

A photograph of a winter landscape. The foreground is a vast, smooth, snow-covered field. In the middle ground, a line of evergreen trees is visible on the left, and some bare deciduous trees are scattered further back. The sky is a clear, pale blue with a few wispy clouds. The word "Häfe" is written in a white, elegant cursive script across the upper middle part of the image, with a large, decorative flourish extending to the right.

Häfe



DAS SALZ DES LEBENS



48
|
Bäch
|
51

WIE TRUDI UND ARMIN BÜELER
DIE »FAKTOREI« ZUM FEINSCHMECKER-
TREFF AUFBAUTEN

von Andreas Lukoschik

Wir sitzen am Kachelofen aus dem Jahre 1758. Ringsumher die wohlige Gedeihenheit der holzgetäfelten Seestube, mit fein gedeckten Tischen, einem Fenster aus Butzenscheiben, das das Sonnenlicht über dem See in eine wohlige-warme Stimmung wandelt. Vis-a-vis der Hausherr der Faktorei: »Eigentlich müsste es ja 'Salzfaktorei' heissen«, so Armin Büeler. »Bei Faktorei denken viele jüngere Menschen, dass es sich dabei um eine einfache Übersetzung vom Englischen 'Factory' handelt und so etwas wie eine Fabrik sei. Aber meine Vorfahren haben seit 1689 die Salzversorgung

des Alten Landes Schwyz organisiert. Und diese Stätten hiessen Salzfaktoreien. Das Salz kam nämlich über den See – entweder aus Bayern oder aus Tirol.«

Damit war zwar 1975 Schluss gewesen, doch war bis dahin ein anderes Salz aus Tirol in die Faktorei gekommen – nämlich das Salz des Lebens für Armin Büeler: Trudi Weber aus Tirol war im Jahr 1957 in Bäch aufgetaucht und arbeitete als Serviertochter in einem anderen Gasthaus. Doch dabei blieb es nicht. Denn die Tirolerin gefiel Armin Büeler ausnehmend gut: »Wir verstanden uns, redeten viel und irgendwann überwältigte uns die Natur.« Und seine Frau fügt lächelnd hinzu: »Wir waren immer zwei ganz unterschiedliche Charaktere, aber wir ergänzen uns sehr gut.«

Inwiefern?

»Meine Frau ist die Wirtin des Hauses«, sagt Armin Büeler. »Und ich bin der Mann von der Wirtin.« Nach einer kurzen Pause fährt er fort: »Aber ich bin auch der Chef. Und sie ist die Frau vom Chef.« Damit ist die Rollenverteilung geklärt.

Wie lautete doch gleich noch der Lehrsatz aus dem Physikunterricht? »Gegensätze ziehen sich an?« Genau.

In jedem Fall war Trudi Büeler für das Restaurant zuständig. Die »Wirtin« und »Frau vom Chef« hatte allerdings keine Ausbildung als Köchin und Restaurateurin genossen. Wohl aber verfügte sie über ein offenes Auge, eine feine Zunge und den Fleiss, der nötig ist, um Aussergewöhnliches zu leisten. Das kam bei den Gästen gut an. Die Nachfrage nahm beständig zu und alsbald ging »man« in die Faktorei, wenn man einen feinen Fisch geniessen wollte.

Schulden liquidieren mit Likör

»Der Mann der Wirtin« und »Chef« trug ebenfalls seinen Teil dazu bei, dass aus dem Gasthaus, das beide stark verschuldet übernommen hatten, ein feines Restaurant werden konnte.

»Meine Frau und ich hatten schon früh beschlossen, jeden verdienten Franken, den wir entbehren konnten, ins Geschäft zu stecken«, erklärt er.

Weil seine Frau die Wirtin war, widmete sich Armin Büeler einem Geschäftszweig, der mit den Themen eines Gasthauses im weitesten Sinn zu tun hatte, ohne dabei seiner »Wirtin« in die Quere zu kommen: Er produzierte Liköre. Die waren in den wirtschaftlich aufblühenden Nachkriegs- und in den 60er-Jahren sehr angesagt.

Um den richtigen Geschmack zu finden, experimentierte Büeler geschickt und entwickelte als Erster in der Schweiz einen feinen Eier-Kirsch-Likör. Auf den folgte später ein Chocolatkirsch. Auch hier war er wieder der Erste in der Schweiz. Und während Büeler weitere Geschmacksrichtungen nachlegte, entwickelte er über Jahre hinweg parallel dazu einen Kräuterbitter. Als er endlich die richtige Zusammensetzung aus 14 verschiedenen Kräutern gefunden hatte, wurde daraus der weithin bekannte »Büeler Bitter«.

Knapp 20 Jahre lang belieferte Armin Büeler mit seinen Likören den Volg in Winterthur. 1500 Flaschen jährlich. So sorgte er dafür, dass die Familie die Schuldenlast tilgen und das Haus beständig renovieren konnte.

linke oben: *Trudi Büeler (links) mit Katharina Dotlo, eine ihrer Assistenten in der Küche.*

rechte oben: *Die Verleihung des Michelinsterns im Koifhus in Colmar im Jahr 1996. Links neben Trudi Büeler der Spitzenkoch Paul Bocuse, hinter ihm Philippe Rochat.*

unten: *DArmin Büeler im Keller mit einer Spirituosen-Korbflasche. Im Gestell stehen weitere leere Schnapsflaschen, eine Erinnerung an die Zeit der Likörherstellung.*

 **GASTHOF ZUR FAKTOREI**
Seestrasse 41 / 8806 Bäch
Tel.: 044 784 03 16

*Dort erhalten Sie auch das Buch
»Die Faktorei Bäch« für 5 Franken*

Ein Stern geht auf

»Es ging vorwärts«, sagt er heute dazu. »Meine Frau ist nämlich ein echtes Naturtalent – als Wirtin und in der Küche!«

Und weil man immer besser werden kann, wollte der »Chef« seinen Teil dazu beitragen, dass sich das Naturtalent seiner »Wirtin« weiterentwickeln konnte.

In dem Buch "Faktorei", das die beiden als eine Art Bilanz ihres Lebens verlegt haben, heisst es dazu: »So sparte er jeden Rappen zusammen, um seine Frau in gehobene Lokale ausführen zu können. Dort beobachtete Trudi Büeler genau, was sie sah und schmeckte und pröbelte anschliessend daheim weiter an ihren Rezepten. Sie kaufte sich die Kochbücher von Agnes Amberg und Elfie Casty und studierte sie eingehend.«

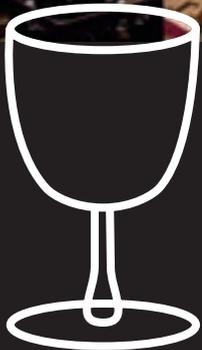
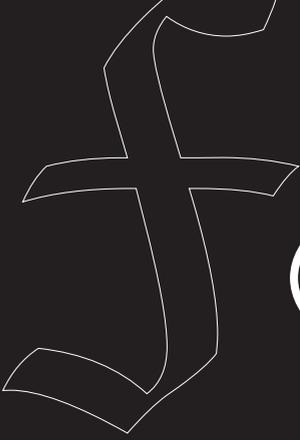
Doch kopierte Trudi Büeler die grossen Schweizer Kolleginnen nicht, sondern entwickelte ihren eigenen Stil so erfolgreich, dass sie im Jahr 1996 vom Michelin zum ersten Mal einen Stern bekam! Zehn weitere Jahre folgten, bis sie ihn »aus Altersgründen« freiwillig zurückgab. Eine absolut herausragende Leistung, vor der der Hut gar nicht tief genug gezogen werden kann.

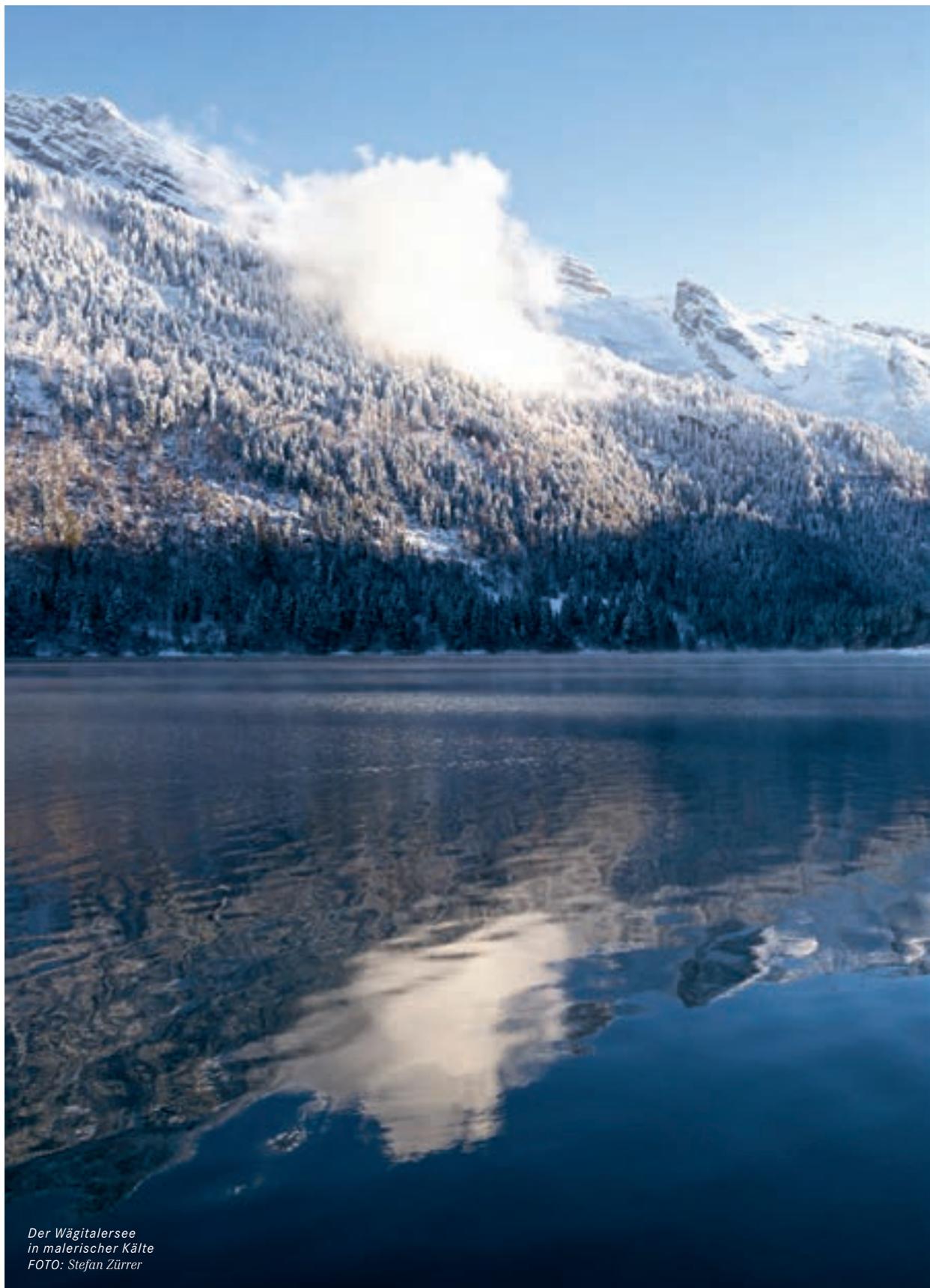
So kamen durch den Stern Gäste von weither und das Restaurant wurde zu *der* Faktorei. Das hat sich bis heute nicht geändert. Denn Trudi Büeler sorgt – mit ihren 83 Jahren – auch weiterhin für das leibliche Wohl ihrer Gäste. Wobei es beileibe nicht allein um die Verpflegung auf Sternen-Niveau geht, sondern darum, dass man sich am Ende des Mahls von der fein gedeckten Tafel erhebt und sagt: »Schön war´s!«

Das war und ist ganz im Sinne ihres Mannes und macht den »Chef« stolz auf seine Frau!

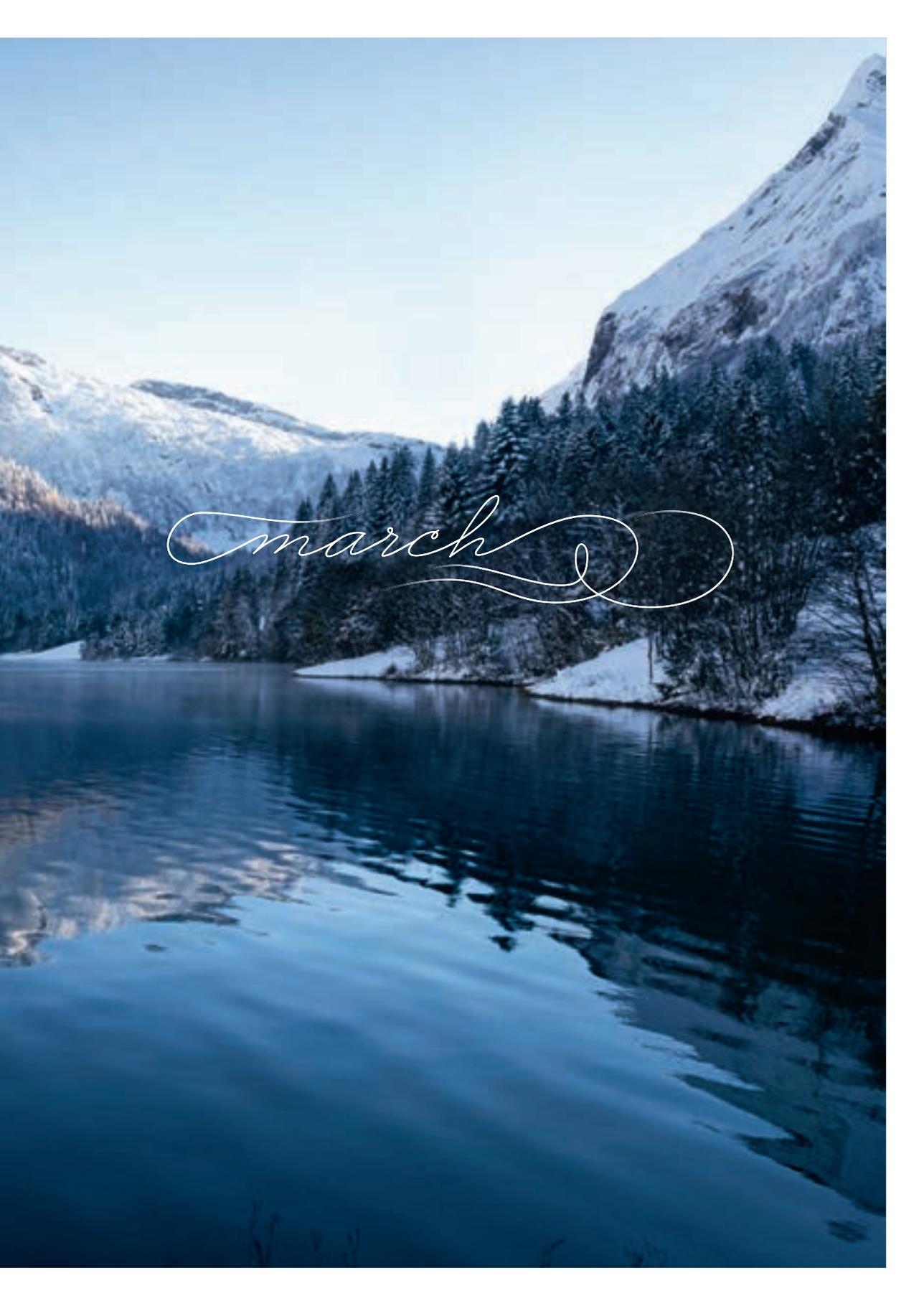
Unlängst feierte er seinen 90. Geburtstag und ist dabei munter wie eh und je. Doch schaut er bisweilen auch zurück auf ein Leben voller Arbeit und Mühen an der Seite seiner Trudi und zieht Bilanz: »Mir gefällt´s auf dieser Welt«, sagt er mit einem verschmitzten Lächeln. »Es gibt – neben dem vielen Schrecklichen, was uns das Fernsehen täglich ins Haus bringt – ja so viel Schönes auf der Welt! Man muss es nur sehen wollen. Aber davon berichtet keiner.«

Doch, lieber Armin Büeler! Da müssen wir Sie korrigieren: Wir berichten liebend gern über das Schöne im Kanton. Und Sie beide gehören eindeutig dazu! Bleiben Sie uns und Ihren Gästen noch lange erhalten. 🍷





*Der Wägitalersee
in malerischer Kälte
FOTO: Stefan Zürrer*



march



54



KANTONESISCHES

HUDIGÄÄGGELER

55

von *Elvira Jäger*



Was für ein Wort! Jeder kennt es, keiner weiss, woher es kommt. Im Herbst 2012 löste es gar einen kleinen Mediendisput aus. Damals erschien in einer Zürcher Tageszeitung ein Erklärungsversuch, der den zweiten Teil des Wortes in die Nähe der Fäkalsprache rückte. Das brachte den Pfäffiker Kantonsschullehrer Beat Hüppin in Rage. In seinem »Dummdeutsch-Blog« (*dummdeutsch.wordpress.com*) wehrte er sich gegen den zürcherischen Deutungsversuch und verwies auf das Schweizerdeutsche Wörterbuch. Dort findet sich das Verb gäägge in der Bedeutung von »unangenehm tönen, eine widerliche Stimme hören lassen«. Es kann für Menschen gebraucht werden, aber auch für Tiere, besonders für Hühner. »Hudi« oder »Hudeli« ist ein Kosewort. Damit haben wir die Ingredienzen für eine Worterklärung beisammen, die ganz plausibel tönt.

Als Personen spielen eine Rolle: Johann Josef »Hannesebi« Fuchs, der um 1850 in Einsiedeln die Familienkapelle Fuchs ins Leben rief. Sein Enkel, Johann »Hännel« Fuchs (1866-1929), der zahlreiche Melodien komponierte, die noch heute gespielt werden: so 1911 die Edelweiss-Polka, auch bekannt als Lied mit dem Titel »Bisch ja nur e chliises Baabeli«. Die Urgrossmutter von Hännel Fuchs – nach anderen Quellen seine Mutter –, die ihre Hühner mit dem Ruf »Chumm, Hudeli« angelockt haben soll, was der Familienkapelle den Namen »Hudelimusig« eintrug. Und weil die Frau ihre gackernenden – »gääggenden« – Hühner mit schriller Stimme – »gääggig« – rief, entstand der Name »Hudigääggeler« für die Ländler, die Hännel und seine Mitmusiker spielten.

Ob wahr oder nicht – eine bessere Erklärung für das Wort lässt sich nirgends finden. Sicher ist: Der »Hudigääggeler« ist längst aus Einsiedeln ins Allgemein-Schweizerdeutsche eingewandert. Wurde der Begriff bis vor wenigen Jahren ausschliesslich abschätzig verwendet, ist heute – im Zug der Renaissance der Ländlermusik – bisweilen ein geradezu zärtlicher Unterton herauszuhören. Grad so wie bei Mutter Fuchs, wenn sie den Hühnern rief. ☺

DAS »BLAISE« ORCHESTER SIEBENEN...



... IST DAS
BESTE BLASORCHESTER –
DER GESAMTEN SCHWEIZ !

von Andreas Lukoschik

Bestgestellt hat das eine internationale Jury beim »Eidgenössischen Musikfest« in Montreux. Im 3000 Plätze umfassenden Igor Strawinsky Saal trat das Blasorchester Siebnen (BOS) in der höchsten Klasse an – und überzeugte die Jury, eine Punktzahl zu vergeben, die auf ein nahezu vollkommenes Spiel schliessen liess. Und auch das Publikum riss es von den Stühlen: Standing Ovationen für Blaise Héritier und seine 85 Musiker des Blasorchester Siebnen!

Diese sensationelle Auszeichnung war für uns Grund genug, mit dem Mann zu sprechen, der diesen Erfolg möglich gemacht hat: Blaise Héritier!

? Herr Héritier, Gratulation zu diesem Erfolg! Wie fühlt man sich an der nationalen Spitze aller Blasorchester der Schweiz?

! Merci. Ich werde die Gratulation an das Orchester gerne weiterleiten. Das BOS ist so ein grandioses Orchester aus zwei Gründen, mit denen ich wenig zu tun habe: Der eine ist, dass mein Vorgänger Tony Kurmann in den 36 Jahren, in denen er dieses Orchester dirigiert hat, es aus den Anfängen des »Alpenrösl« zu dieser fantastischen Qualität geführt hat. Er hat dafür zu Recht den Stephan Jaeggi Preis 2009 und 2010 den Kulturpreis des Kanton Schwyz bekommen. Zumal er durch den Aufbau der Jugendmusik Siebnen JMS und dem Ausbilden von Dirigenten auch nachhaltig dafür gesorgt hat, dass talentierter Nachwuchs gefördert wird und die Wurzeln für Blasmusik von höchster Qualität Bestand haben können.

Womit wir beim zweiten Punkt dieses Erfolges sind: Es sind unsere Musiker. Ohne sie steht ein Dirigent in leerer Stille da. Ohne Musiker gibt es keinen einzigen Ton. Schweige denn einen Ausdruck. Musik ist immer – immer! – Teamarbeit. Die Musiker des BOS sind in den zurückliegenden dreissig Jahren immer unter den Top-Ten gewesen. Nun aber haben sie – zu Recht – diese Auszeichnung bekommen.

? Und welche Rolle spielen Sie dabei?

! Der Dirigent ist der Mittler oder die Brücke zum Komponisten. Ein Komponist hat seine Vorstellungen vom Klang seiner Komposition und die



Claudio Abbado

Il Concerto per piano di Beethoven
con piano molto

Paul

2



KONZERTAUFTRITTE DES BOS:

*10. & 11.12. 2016 Winterkonzert
Stockberghalle Siebnen*

*22. 04. 2017
Frühlingskonzert mit Gastverein
Civica filarmonico di Mendrisio*

*Siehe dazu auch:
www.blasorchester.ch*

*Wer eine akustische Probe des BOS
hören will, findet bei youtube viele
begeisternde Kostproben:
www.youtube.com*

schreibt er auf ein Blatt Papier. Aus diesen Noten muss sich dann der Dirigent das Stück erarbeiten, es vom geräuschlosen Papier zum raumfüllenden Klang wandeln.

? Wie finden Sie diesen Klang?

! Zunächst ganz allein. Am Klavier taste ich mich vor, lasse die Ton-Passagen erklingen und höre das Werk Stück für Stück. Im nächsten Schritt muss ich meine Vorstellungen vom Klang und der Stimmung des Stückes meinem Orchester mitteilen. Oder besser es mit ihm erarbeiten. Manchmal bietet es mir fast von selbst Interpretationen an, manchmal muss ich ihm verständlich machen, was ich meine.

? Beim Eidgenössischen Musikfest bekamen Sie als Pflichtstück »Guernica« von Jean-François Michel. Das war eine schwere Komposition, die allen teilnehmenden Orchestern erst zehn Wochen vor dem Wettbewerb mitgeteilt wurde. Also hatten alle die gleiche Zeit zum Proben.

! Ja, das ist eine Herausforderung gewesen, für die wir besonders hart und oft geprobt haben. Man darf nicht vergessen, dass das BOS in der Mehrheit aus Amateuren besteht, die tagsüber einem Beruf nachgehen und sich dann am Abend diesen anstrengenden Proben stellen. Das verdient höchsten Respekt.

? Wie schaffen Sie es, dem Orchester mit Worten einen Klang zu vermitteln, den es noch gar nicht gibt?

! Mit Bildern, mit Assoziationen, kleinen Geschichten. Als Einstieg in »Guernica« habe ich einen Druck vom gleichnamigen Bild von Picasso mitgebracht. Das ist ja sehr zerrissen, dissonant und damals sehr verstörend gewesen. So tasteten wir uns an den Klang heran.

Es war ein gemeinsamer Prozess, weil das nicht über das Erklären allein geht -, sondern über das gemeinsame Finden. Wenn ich sage, der Klang müsse sich rot anfühlen, dann verstehe ich vielleicht unter rot etwas anderes als der Hornist oder die Musiker der Klarinetten. Die Musiker müssen also »mein« rot verstehen und spüren. Dann können wir zusammen den gleichen Charakter in Farbe und Idee musizieren.

Das Klänge-*finden* gelingt am ehesten, wenn wir die Musik vom Herzen her verstehen, damit wir sie mit den Möglichkeiten unserer Körper zum Klingen bringen.

? Wie würden Sie den Klang des BOS charakterisieren?

! Uff! Es ist schwer für einen Romand aus Courrendlin so etwas auf deutsch zu formulieren: Es ist ein Klang ..., der singt ... ohne Aggressivität – ausser natürlich der Komponist selber wünscht diese Aggressivität – ... vielleicht wie die Männerchöre von St. Petersburg ... ein Klang, der so rund ist wie der Vollmond – ohne die Spitzen eines Sterns. Ja, das trifft es vielleicht am besten: Der Klang des BOS ist so gleichmässig rund und strahlend wie der Vollmond!

? Neben dem Pflichtstück konnten Sie sich beim Eidgenössischen Musikfestival auch ein Stück aussuchen. Welche Komposition haben sie sich für die »Kür« ausgesucht?

! Das zweite Stück »El jardín de las Hespérides« war eine Schweizer Erstaufführung des spanischen Komponisten José Suñer Oriola. Der hat uns nach dem Wettbewerb sofort angerufen und gratuliert. Das zeigt, dass Komponisten immer sehr gespannt sind, was ein Orchester mit seinem Dirigenten aus einer Komposition macht.

? Dazu muss der Komponist natürlich noch unter den Lebenden weilen...

! Das zeichnet die klassische Blasmusik aus, dass es viele zeitgenössische Komponisten gibt!

? Woran liegt das?

! Weil Blasmusiker aktuelle Musik spielen wollen. Blasmusik ist dem alltäglichen Leben der Menschen sehr nahe. Ob aus Tradition oder Sympathie ist nicht wichtig. Blasmusik hat eine breite Basis in der Zuhörerschaft. Nicht nur in der Schweiz, auch in Spanien, Italien, Belgien oder den Niederlanden. Auf jeden Fall gilt: Wo Blasmusiker und Zuhörer sind, da wird auch für sie komponiert.

? In unterschiedlichen Schwierigkeitsgraden?

! So ist es. Deswegen gibt es die Unterteilung in verschiedene Klassen. Wenn das BOS den ersten Platz in der höchsten

Klasse gemacht hat, dann bedeutet das, dass es die schwierigsten Stücke beherrscht.

? Sie haben in diesem Jahr auch noch den Stephan-Jaeggi-Preis bekommen. Das ist die renommierteste Auszeichnung für einen Dirigenten, die die Schweizer Blasmusikszene zu vergeben hat.

! Stimmt (*sagt er, lächelt freundlich und schweigt.*)

? Dann muss meine nächste Frage wohl etwas detaillierter sein: Das BOS muss für die Proben hier im Kraftwerk AG Wägital Miete zahlen, muss bei Konzerten in der Turnhalle alles aus eigenen Mitteln stemmen – vom Konzertaufbau bis zum Festbetrieb danach. Jedes Orchestermitglied bezahlt seinen Smoking selber und muss sein eigenes Instrument erwerben. Selbst die Noten und Gastsolisten müssen Sie sich oftmals von Gönnern sponsorn lassen. Da müsste es doch den einen oder anderen Wunsch geben, den ihnen eine Fee anlässlich des aktuell grossen Erfolges erfüllen könnte, oder?

! Einen echten Super-Konzertsaal zu haben, wäre natürlich grossartig. Es muss ja nicht gleich das KKL in Luzern sein, obwohl wir auch da spielen würden (*lacht*).

Und dann würde ich mir einen oder mehrere »Super-Sponsoren« wünschen, die uns die Möglichkeit geben, neue Werke zu bestellen und neue Instrumente zu kaufen.

Das wären zwei mögliche Wünsche an die Fee. Sie würden unserem Vorstand sehr, sehr helfen, der hinter uns steht und eine grossartige Arbeit macht. Denn ohne deren Arbeit »hinter« der Bühne, kann es kein »vorn« auf der Konzertbühne geben.

? Sie meinen: Der FC Basel spielt auch nicht mehr auf dem Garagenvorplatz, sondern hat eine eigene Spielstätte?

! Stimmt (*sagt er wieder freundlich und schweigt.*)

? Sie haben jetzt den ersten Platz als bestes Blasorchester der Schweiz für fünf Jahre inne. Haben Sie den Ehrgeiz, beim nächsten Wettbewerb wieder den ersten Platz zu machen?

! Natürlich müssen wir wieder gut sein. Aber Musik zu machen, bedeutet eine Klang-Geschichte zusammen zu *leben*. Sie zu verstehen, ihr Leben zu geben und sie ausdrucksvoll zu erzählen. Das ist so schön und so erfüllend ... Da wäre es ganz schade, wenn man das für einen starren Blick auf die Rangfolge opfern würde. 🍷



kissnacht



*Atemberaubender Blick
von Rigi Kulm auf die
Unterwaldener Bergwelt
FOTO: Stefan Zürcher*

AUFKLÄRUNG 4.0

WARNHINWEIS

LESEN SIE DIESEN PROVOKATIVEN
ARTIKEL NICHT VOR DEM 31.12.
SONDERN ERST IM NEUEN JAHR.
ER HILFT GUTE VORSÄTZE ZU
ENTWICKELN – VERDIRBT ABER
JEDE WEIHNACHTSSTIMMUNG!

62

Küssnacht

67

von Andreas Lukoschik

Fridel Rickenbacher ist Mitgründer, Partner und Verwaltungsrat des Wollerauer ICT-Total-Unternehmens MIT-GROUP – sowie Mitglied der Fachgruppen »Privacy und Security« und »Informationsethik« bei s-i.ch, der Schweizerischen Informatikgesellschaft. Kurzum: Er ist der perfekte Gesprächspartner zu einem virulenten Thema: »Industrie 4.0 und Digitalisierung«.

? Herr Rickenbacher, alle Welt redet von »Industrie 4.0«. Was ist das?

! Es geht dabei um die Digitalisierung von Strategien, Prozessen, Organisationen und von nahezu jedem Gebrauchsgegenstand unseres Alltagslebens. Jedes Teil wird weitgehend so ausgerüstet und total vernetzt, dass es per Internet erreichbar ist, Statusmeldungen senden oder abgefragt werden kann. Es ist der nächste (R)Evolutionsschritt in der globalisierten General-Optimierung.

Ein Beispiel aus der Bauindustrie, die einen der grössten Anteile des Bruttoinlandsprodukts in der CH liefert. Es heisst BIM – *Building Information Modeling*. Das ist ein multi-dimensionales Modell – keine Software! – und Prozess-Methode, zu dem alle Beteiligten via vernetzten Systemen per Internet Zugang haben und präzise Produktions- und singuläre Planungsdaten, aber auch interdisziplinäre Abhängigkeiten auswerten können. All das, damit der Bau möglichst kosten- und prozessoptimiert Hand in Hand und in einem integrierten Prozess entstehen kann.

Hierbei gibt es eine Schwelle, die zu überschreiten leicht fällt, die jedoch weitreichende Folgen hat. Um diese Prozessoptimierung zu gewährleisten, baut jeder Bauteillieferant nämlich in die von ihm gelieferten Bauelemente Chips ein, welche



wiederum via Internet kommunizieren. Einerseits, damit jeweils das *richtige* Teil zum *richtigen* Zeitpunkt zur richtigen Baustelle angeliefert und am *richtigen* Ort eingebaut wird. Und andererseits, damit in der Zeit danach kontrolliert werden kann, ob es Materialermüdungen gibt, wann die nächste Wartung fällig wird – »predictive maintenance« –, wann das Teil notfalls komplett ausgetauscht werden muss und wie Rückbau, Umnutzung oder Recycling – »total life cycle management« – gemäss den Datenanalysen am besten zu erfolgen hat.

Diese durchaus einleuchtende Fertigungs-optimierung hat zur Folge, dass in jedem Bauteil und damit in jedem Wohnraum eine Vielzahl von Chips eingebaut ist, die alle mit dem Internet kommunizieren können. Das sogenannte Internet of Things. Ein so gebautes »smart connect home« kann also vielerlei Daten liefern und verwandelt jeden Raum in einen »analysierten Raum«. Das kann theoretisch »eher negativ« für eine lückenlose Überwachung, aber auch »eher positiv« für eine analysierte Optimierung genutzt werden.

Wir haben in den 70er und 80er Jahren schon Science Fiction Filme zur totalen Überwachung gesehen. Und haben damals darüber gelacht. Heute lachen wir nicht mehr. Heute ist es Realität! Zudem tragen wir alle freiwillig unsere »persönlichen Abhör-Wanzen« mit uns – in Form von Smartphones, Fitness Trackern, Wearables, smart watches und letztlich auch Apps.

? Die Chancen einer Innovation – hier die Zusammenarbeit zu optimieren und die Kosten zu senken – können sich also auch zum Nachteil derer entwickeln, die sie bestellen? Glauben Sie, dass sich die Bürger das gefallen lassen werden?

! Warum haben es sich denn die Menschen bis jetzt gefallen lassen? Weil es bequem und modern ist, alles mit den Smartphones organisieren und optimieren zu können – vom Ticketkauf zum Erinnern an Termine und Aufgaben bis zur integrierten Assistenzfunktion (z.B. »Bots«). Doch ist abzusehen, dass der Bequemlichkeitsvorteil eines Tages dem »digitalisierten« Zwang weichen wird, alle (!) seine Daten *abliefern zu müssen*: »Digitalization is eating the world«

? Das wird immer wieder behauptet. Aber ist diese Entwicklung schon absehbar?

! Wie bei der Digitalisierung unserer Welt üblich, wird auch dieser Übergang fließend und schleichend sein – zu einer Zwei-Klassen-Gesellschaft, so meine Vision. Die eine Klasse – nennen wir sie

»Das total vernetzende Internet als Basis an sich ist ja nichts Negatives. Denn es war bisher etwas grundsätzlich Neutrales. Wie ein Hammer, dem man auch keinen Vorwurf machen kann, wenn damit jemand erschlagen wird.«

A – sind pure Fans oder Fanatiker der Digitalisierung, eventuell gar eine »technokratische Elite«. Die andere Klasse – nennen wir sie **B** – sind die »digitalen Verweigerer«, eventuell gar eine Art »militante Online-Abstinenzler«.

A zahlt jeden Tag direkt oder indirekt für exzellent aufbereitete und sofort verfügbare Informationen aus dem Netz, nutzt die schnellsten Infrastrukturen weltweit, ist rundum digitalisiert und bei Innovationen an der Spitze.

B hingegen lehnt all das ab. Doch kommt eines Tages zum Beispiel die Krankenversicherung und sagt: `Wir können Sie nicht mehr versichern, weil Sie keinen Fitness-Tracker tragen und wir so Ihr Bewegungsverhalten nicht einschätzen und unser Risiko nicht bewerten können. Und auch Ihr Kühlschrank gibt keine Informationen preis, ob Sie gesunde oder ungesunde Lebensmittel konsumieren. Kurzum: auch die Klasse **B** bewegt sich im sogenannten »(teil)analysierten Raum« und wird längst mitanalysiert ...

In jedem Fall stellt sich in diesem nicht anzustrebenden Setting die Frage nach Themen wie z.B. der *Solidaritätsgrenze*! Inwieweit trägt **A** die »vorgeblichen« Risiken von **B** mit, was sich ja auch für **A** in einem höheren Beitrag und Mitverantwortung ausdrücken kann.

Aber vermutlich werden sich beide Klassen noch in vielen weiteren Punkten unterscheiden: **A** wird in sogenannten Smart-Cities leben, die chic, teuer und modernst ausgestattet sind. Aufgrund der besseren Ausstattungen kann **A** sogar auch höher bezahlte Berufe zum Beispiel als »Informations- oder Wissensarbeiter« ausüben

und so den »höheren« Lebensstandard finanzieren.

In vielen Gross-Städten gibt es bereits solche Bereiche von »Smart Cities«, in denen die Sensordichte in Privat- und Geschäftsräumen einzelne Quadratmeter beträgt. Jeder Quadratmeter liefert also neue Informationen über das Verhalten der Nutzer im analysierten Raum. Das wird bereits jetzt gnadenlos für Analysen, Werbung und andere »bequemlichkeits-unterstützende« Zwecke genutzt ... Informationen als nie versiegende Ölquelle und Kontrolle!

Aber zurück zur Vision: **B** wird in Städten leben, die nur über ein langsames Netz verfügen. Die Informationen werden darin auch noch »schlechter aufbereitet« sein. Und vieles werden deren Bewohner überdies zu Fuss machen müssen. Es werden darin mehr Menschen leben, die weniger verdienen können und beruflich schlechtere Chancen haben, weil sie nur teil-digitalisierte Voraussetzungen für ihre Berufe haben.

Und sehr viele Berufe der Zukunft *werden* mit der digitalen Welt zu tun haben! Früher war ein Traumberuf Astronaut oder Feuerwehrmann. Heute hört oder liest man vielfach schon »irgendwas mit Daten ...« als Data Scientist, Big Data Analytics oder App Entwickler etwa.

? Das hört sich nach den Horrorvisionen von Aldous Huxley's »Schöne neue Welt« an.

! Man muss die Fäden, die unser jetziges Leben bereits durchwirken, weiterspinnen und Aufklärung sowie aktive Begleitung betreiben gegen Ängste und Widerstände. Dann sieht man mehr. Nämlich das total vernetzte Netz des »Informations-Universum«, das sich daraus spinnt in einer Perfektion wie eine Spinne. Bislang war das Netz ja immer etwas, das alle verbindet. Es kann aber auch zu einem Netz werden, das uns alle umgarnt – und fesselt. Hinter all dem steht nicht nur ein nächster Schritt unserer Evolution, sondern auch der Plattform-Kapitalismus, der mit seinen Netzwerken, Plattformen, Clouds und Apps zum Teil eine Form der modernsten Bauernfängerei betreibt, um auf spielerische oder vordergründig praktische und innovative Weise an unsere Daten und damit an unser »digitales« Leben zu kommen versucht. Mittlerweile sind viele von uns in eine gefährliche »System-Gläubigkeit« verfallen und lassen sich alles gefallen auf Basis einer »Bit- und Pixel-Ansammlung«!

? Ich erinnere mich an das Jahr 2000, als mir führende Vertreter der deutschen Wirtschaft sagten:

»Vergessen Sie das Internet. Nach der Dotcom-Blase ist das eine Totgeburt.« Und jetzt – 16, 17 Jahre danach – funktioniert nichts mehr ohne genau dieses Netz.

! An vielen Beispielen kann man sehen, wieviel Fehleinschätzung im Spiel ist.

Das total vernetzende Internet als Basis an sich ist ja nichts Negatives. Denn es war bisher etwas grundsätzlich Neutrales. Wie ein Hammer, dem man auch keinen Vorwurf machen kann, wenn damit jemand erschlagen wird.

Die Daten und Informationen, die sich in diesem virtuellen Raum befinden, werden jedoch zunehmend komplexer analysiert. Aber von wem? Zur Zeit sind das noch Menschen, die sich durch das Kleingedruckte die Einwilligung zur umfassenden Analyse und Nutzung der Daten geben lassen. Oftmals ohne dass der Einwilligende die Bedingungen überhaupt liest.

Allein das ist schon fragwürdig genug. Aber die Entwicklung von künstlicher Intelligenz schreitet voran. Und da kann durchaus ein weiterer Qualitäts- und Innovationsprung eintreten: Was ist, wenn ein Algorithmus in die Verarbeitung der Daten eingesetzt wird, der aufgrund der hohen Datenkomplexität in einer ungewollten oder gefährlichen Eigendynamik selbständig Entscheidungen fällt?

Das ist technologisch theoretisch denkbar. Die gesellschaftlichen und juristischen Implikationen sind jedoch alles andere als geklärt.

? Wie meinen Sie das?

! Ein konkretes und immer wieder genanntes Beispiel: Ein autonom fahrendes Fahrzeug sieht sich mit einer Situation konfrontiert, in der sich ihm eine Herde von 5 Kühen in den Weg stellt. Das Fahrzeug weicht ihnen aus und muss wählen zwischen drei Möglichkeiten – nämlich ein Ehepaar zu überfahren, das am Strassenrand steht, oder in eine Gruppe Schulkinder zu fahren. Oder das Fahrzeug behält den Kurs bei, fährt in die Kuhherde und zerstört sich selbst. Wie entscheidet das Fahrzeug?

Zur Zeit kümmern wir uns eher primär um eine technologische und juristische Lösung eines solchen Konfliktes – anstatt um die ethische Fragestellung: Können wir *grundsätzlich* die Verantwortung für solche Entscheidungen überhaupt an elektronische Systeme abgeben?



Wenn »ja!« ist derjenige, der nicht das technologisch besser ausgestattete Fahrzeug besitzt, für das Gemeinwohl gefährlich. Weil sein Auto Mensch und Tier »noch« nicht unterscheiden kann. Doch kann man ihn dafür juristisch verantwortlich machen? Was ist, wenn er zur oben angesprochenen Gruppe **B** gehört, die sich »nur« ein schlichter programmiertes Auto wirtschaftlich leisten kann? Nicht dasjenige mit der besseren Software?

Ich fürchte: Unsere Ethik wurde längst erweitert durch die »Informations Ethik«... das heisst jedoch bei weitem nicht, dass gewisse Entscheidungen nun einfacher werden ...

Der Primat der wirtschaftlichen Interessen

? Aber ist denn das alles realistisch?

! Das mag sich zur Zeit noch nach Science Fiction anhören, weil wir erst allmählich begreifen, was aus den zur Zeit in voller Systemgläubigkeit abgelieferten digitalen Daten gemacht werden *KANN*. Aber solche Entwicklungen, die auch hilfreiche Innovationen und Nutzungsoptimierungen für uns parat haben, sind Realität!

Erschwerend kommt hinzu, dass hier keine Langzeiterfahrung existiert und wir daraus keine Lösungen für die aktuellen Herausforderungen der Digitalisierung ableiten können. Und: Uns fehlt die Zeit dazu, da alle Welt begeistert bei der fortschreitenden Entwicklung mitmacht, vielfach auch Risiken und Privacy-Themen sträflich vernachlässigt und mitunter keine oder nicht umfassende Strategien zugrundelegt.

Weil sich mit dem »Plattform-Kapitalismus« sehr viel Geld verdienen lässt, werden wir mit Vorgaben aus Industrie und Regulation regelrecht überrollt und verlieren unsere »Leadership«. Wir werden förmlich zu reinen »Followern« der Digitalen Entwicklung statt zu Gestaltern!

? Entstehen daraus auch Chancen?

! Die Rahmenbedingungen für Jungunternehmen und Start Ups sind sehr gut für *jegliche* Innovations-Adaptierungen!

Im Bildungswesen – z.B. »Lehrplan21« – werden Kompetenzen in Programmier-Sprachen und Informations-Management respektive -Nutzung wichtige Bereiche werden.

Aus meiner Sicht werden wir gefordert, zunehmend interdisziplinär und gemeinsam zu agieren und sämtliche verfügbaren, unterschiedlichen Expertisen aus allen Fachbereichen ins Feld zu führen – besonders unsere Stärken der vereinten »Human Power«.

? Die 68er Generation in Deutschland hatte ihren Vätern und Müttern vorgeworfen, dass sie beim Nationalsozialismus mehr oder minder unkritisch mitgemacht hätten. Können uns unsere Kinder in Bezug auf die Digitalisierung nicht dasselbe vorwerfen? Nämlich nichts dagegen unternommen zu haben?

! Damit die Digitalisierung nicht so einfach über uns hinwegrollen kann, sollten wir *jetzt*, wo wir erste Fehlentwicklungen erkennen können, entsprechende Steuerungsmassnahmen einleiten.

Das fängt im Kleinen an! Denn die Millionen »kleinen Situationen« der Smartphone-Nutzung haben ja auch die jetzige grosse Entwicklung begünstigt: Deshalb sollte jeder von uns immer wieder bewusste »Offline-Momente« einhalten – das sogenannte »digital detoxing« –, in denen wir sowohl Smartphone als auch Notebook bewusst ausschalten.

Mein fünfjähriger Sohn Fabrizio Milo kommt regelmässig zu mir und sagt: `Papapa, Notebook Pause!`, klappt es zu und will mit mir was unternehmen. Herrlich und ideal, ganz analog.

In unserer Gegenwart haben wir noch so viele Momente davon, dass wir denken, wir könnten sorglos damit umgehen. Aber diese Zeit neigt sich dem Ende: Wir müssen sie rekultivieren!

Und vorausblickend müssen wir uns mit allen juristischen, philosophischen, ethischen und vor allen Dingen *menschlichen* Kräften Gedanken darüber machen, wie wir die digitale Entwicklung strukturieren und mitgestalten – als »Leader«, nicht als gedankenlos bequeme »Follower«

? Das ist ein guter Vorsatz fürs neue Jahr! Oder?

! Ja. Absolut! Denn zu guter Letzt bringen uns Maschinen »nur« von A nach B... unsere hinzugefügte menschliche Vorstellungskraft hingegen bringt uns überall hin! 🍷

VON DER UNTERHOSE ZUM WASSERFILTER



68

Küssnacht

71

DER INDER SANJEEV SWAMY IN KÜSSNACHT DENKT DARÜBER NACH, WIE DAS REINIGEN DES TRINKWASSERS FÜR DIE ÄRMSTEN MENSCHEN DER ERDE ZU REVOLUTIONIEREN SEI

von *Andreas Lukoschik*



Angefangen hat alles mit dem Besuch eines hochrangigen Offiziers der britischen Elite-Einheit SAS (Special Air Service). Der ist einer von jenen Kämpfern, die in den Krisengebieten der Erde seit Jahren an vorderster Front stehen. Und zwar mit einem »kleinen« Problem.

»Wir haben 60 Kilogramm KG (*Kampf-Gepäck*) auf dem Rücken«, erklärte mir der Major bei seinem letzten Besuch. Und: »Wir tragen unsere Kleidung bei unseren Einsätzen zwei, drei Wochen lang. Waschen können wir sie nicht, wir haben in den besonderen Situationen keine Möglichkeit dazu. Das führt zu Juckreizen«, erzählt Sanjeev Swamy gut gelaunt und lacht. »Da ich als Entwickler in der Textilindustrie arbeite, fragte mich der Major, ob ich nicht einen Unterwäschestoff

entwickeln könne, der dieser speziellen Situation Rechnung trägt. Also habe ich mich hingesetzt und mir Gedanken dazu gemacht.«

Herausgekommen ist dabei ein Material nach dem Motto »Da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich!« Und zwar zu Recht.

»Ich habe eine Textilie entwickelt«, erläutert Swamy, »die nach zehn Minuten alle Keime abgetötet hat. Zehn Minuten, nachdem der Stoff mit einer unhygienischen Substanz in Kontakt gekommen ist, ist der Stoff wieder rein. 100 Prozent aller Keime, die versuchen, sich auf dem Stoff zu halten, werden abgetötet. In trockenem wie in feuchtem Zustand. 100 Prozent keimfrei. Diese 100 Prozent habe ich von den Hohenstein Instituten in Deutschland wissenschaftlich untersuchen lassen – und sie haben es mir bestätigt. Das ist eine Sensation.«

Hier macht er – nicht ganz zu Unrecht – eine dramatische Pause.

»Ich habe das Verfahren weiterentwickelt, weil die 400 Elitesoldaten mit ihrer Unterwäsche natürlich keine ernstzunehmende Basis für einen vernünftigen Businessplan sind. Und so habe ich mein Augenmerk auf die Trinkwasserreinigung von stark verschmutztem Wasser gerichtet. Heute wird das durch unser Verfahren behandelte Tuch als Trinkwasserfilter eingesetzt. Es sind Filtersysteme erhältlich vom einfachen Haushaltsfilter bis zu Filteranlagen für ganze Gemeinden, die bis zu 2000 Liter verschmutztes Wasser innerhalb einer Stunde reinigen und keimfrei machen.«

Das Beste daran sei: »Die Kosten für die Anschaffung dieser Filtersysteme sind sehr niedrig. Beispielsweise kostet ein Gemeindefilter mit der Kapazität von 500 Liter pro Stunde, der in Dörfern, Schulen oder Spitälern eingesetzt wird, lediglich





rund 2500 Dollar.« Und: »Das Filtertuch kann 30 bis 40 Mal in der Wäsche gekocht werden, ohne dass die keimbefreiende Wirkung verloren geht. Inzwischen nutzen allein in Indien mehr als 20 Millionen Menschen diese Filter und es werden täglich mehr.« Umgerechnet erhalte man »für einen Rappen zwischen 20 und 30 Liter Trinkwasser«.

Wie funktioniert das?

Natürlich muss an dieser Stelle die Frage gestellt werden, wie so etwas funktionieren kann?

»Da alle Patente angemeldet sind, kann ich es ruhig erklären. Also: Keime bestehen aus Zellen, die von einer Membran umgeben sind. Gelangt eine solche Zelle auf die Fasern des Tuches, versucht der Keim die Faser zu durchdringen. Sobald sich die Membran der Keimzelle dazu öffnet, muss sie Energie mobilisieren, die durch die in den Fasern eingelagerten Substanzen – wie bei einem zurück-schnellenden Gummiband – auf sie selbst zurückschlägt und die Keimzelle zum Platzen bringt. Es wirkt also kein Gift ein, die Keime werden mit ihren eigenen Mitteln geschlagen.

Die Wirkweise der eingelagerten Substanzen habe nicht ich erfunden. Die ist seit langem bekannt. Ich bin allerdings in langen Gesprächen mit Mikrobiologen, Toxikologen und Chemikern auf sie aufmerksam geworden. Da ich Entwickler im Textilbereich bin, habe ich einen Weg gesucht

und schliesslich auch gefunden, diese keimtötenden Substanzen so in die Textilfasern zu integrieren, dass sie dort auch häufige Kochwäschen überstehen. Das muss man sich so vorstellen wie eine gute Färbung. Hochwertig gefärbte Stoffe verlieren ihre Farbe nicht. So ist es auch mit den keimtötenden Substanzen in unseren Textilien.«

Das hört sich nach einem revolutionären Prinzip an. Welcher nächste Schritt folgt daraus?

»Diese Stoffe werden nach meinen Patenten von Textilfabriken im Kanton St. Gallen produziert, weil ich – wie schon erwähnt – Entwickler bin. Kein Produzent. Befreundete Unternehmer, aus den Medien bekannte Persönlichkeiten und viele NGO's (das sind 'Nicht-Regierungsorganisationen) verbreiten und vertreiben unsere Filter. Oftmals indem diese Unternehmer die Kosten für die Anschaffungen selbst übernehmen und sie den Menschen zur Verfügung stellen. Mister Tata gehört zu ihnen.«

In unseren Regionen ist Ratan Tata nicht so bekannt wie in Indien und Grossbritannien. Er ist jedoch mit »Mr. Mercedes Benz« zu vergleichen – wenn es den denn gäbe. Das US-Magazine »Fortune« rechnet Ratan Tata jedenfalls im Jahr 2013 zu den 25 mächtigsten Managern des Globus.



Das ist noch lange nicht alles!

Sanjeev Swamy ist mit den Einsatzmöglichkeiten seines keimfreien Tuches noch lange nicht am Ende.

»Es gibt noch ein anderes drängendes Problem«, fährt er fort. »Das sind die sogenannten 'Hygieneartikel' für Frauen. In Indien können sich 350 Millionen Frauen solche Artikel nicht leisten, weil sie zu teuer sind. Stattdessen nehmen sie alte Stoffreste, manche sogar Blätter als Bindenersatz. Die Folgen für die Gesundheit dieser Frauen kann man sich vorstellen.

Deshalb haben wir mit unserem Verfahren eine Binde entwickelt, von denen frau – wegen der Waschbarkeit und langen Wirkungszeit – zwei Stück im Jahr braucht für insgesamt nur 2 US Dollar. Im Jahr. In Indien wird der Staat aller Voraussicht nach diese Kosten übernehmen. Damit wird nicht nur Unglaubliches für die Volksgesundheit getan. Es wird auch volkswirtschaftlich Grosses erreicht. Denn dadurch fallen 350 Millionen Frauen nicht alle vier Wochen für fünf bis sechs Tage aus, weil sie krank werden oder sich in dieser Zeit nicht trauen, aus dem Haus zu gehen.

Ausserdem wird durch die hohe Wiederverwendbarkeit der Binden pro Jahr und Frau nur eine Abfallmenge von 50 Gramm erzeugt – statt die derzeit 240 Kilogramm pro Jahr durch alte Stoffreste. Wenn Sie das mit den 350 Millionen Frauen multiplizieren, ahnen sie, welch ungeheurer Müllberg mit diesen neuen Binden vermieden wird.«

Wieso ist niemand früher auf diese Idee gekommen?

»Sehen Sie, man muss manche Dinge einfach zu Ende denken. Das habe ich in der Schweiz und in Deutschland gelernt, wo ich in meinem früheren Leben gearbeitet habe. Dort bekommt man eine Ausbildung, in der man nicht husch-husch durch die Stationen gejagt wird wie in Indien. Dort lernt man zunächst die richtige Grundausstattung an Wissen, danach kommt die Anwendung und schliesslich, wie man darauf aufbauend Neues erarbeitet. Ich weiss nicht, ob die Schweizer die Vorzüge ihrer Ausbildung zu schätzen wissen.

Ich bin jedenfalls sehr angetan davon – und habe dabei viel gelernt. Nur dadurch konnte und kann ich solche Dinge entwickeln wie unser keimtötendes Tuch 'Livinguard'.

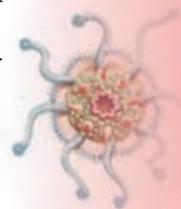
Das Ergebnis dieser guten Ausbildung und Produktion von Waren ist der hoch angesehene Ruf des 'Made in Switzerland'.

Einer der Gründe dafür, dass ich meine Firma 'Livinguard' in der Schweiz beheimatet habe, ist das in vielen unterschiedlichen Industrien vorhandene Technologie-Know-how. Das hat mir bei der Entwicklung genauso geholfen wie das hohe Niveau der Produktionsqualität: Swissmade. Das hat weltweit genau den Ruf, den es braucht, damit die Menschen es einsetzen und anwenden. Ich will ja damit den Menschen vor allem in Entwicklungsländern helfen, statt den Beweis dafür anzutreten, dass man so etwas auch in Indien produzieren kann.

Das ist allerdings nicht der einzige Grund dafür, dass ich hier in Schwyz bin. Ich fühle mich hier einfach sehr, sehr wohl. Der Kanton ist wunderschön, die Menschen hier sind freundlich und sympathisch. Natürlich muss man mit seiner Arbeit Geld verdienen, aber wenn man das auf einem Fleckchen Erde machen kann, der traumhaft schön ist und wenn man überdies dabei die Welt ein bisschen besser machen kann, dann hat man doch das grosse Los gezogen. Oder?»

An dieser Stelle erinnert sich der Berichterstatter daran, was der Nachname »Swamy« seines Gegenübers bedeutet. Es heisst soviel wie »Meister«.

Als er den »Meister« fragt, ob das richtig sei, lacht der strahlend und nickt. Sodann verabschiedet er sich und fährt in sein neues Heim in Gersau. 🚗



»BITTE BEGREIFEN!« ...



... SAGT DIE KÜSSNACHTER KÜNSTLERIN
KATRIN ODERMATT, WENN ES UM IHRE
ARBEITEN GEHT.

von *Andreas Lukoschik*

Das meint sie wörtlich. Denn: Ihre Skulpturen sind nicht nur zum *Anschauen* da – sondern auch zum *Anfassen*.

Das will man auch, wenn man die verflochtenen Schläuche zum ersten Mal sieht. Allerdings sind die ausrangierten oder nagelneuen Feuerweherschläuche nicht in einer Art creativem Chaos verwurschtelt, sondern mit geradezu mathematischer Präzision zu geometrischen Figuren gefaltet.

Dieses Falten geht damit einher, dass die Schläuche, die innen mit einer speziellen Beschichtung für hohe Wasserdrücke stabil gemacht wurden, nicht mehr – ihrem Namen entsprechend (»C-Rohr«) – rund und rohrartig sind, sondern flach gedrückt werden. Sie sind also ihrer Funktion beraubt, Wasser mit hohem Druck gezielt zu leiten.

Nun ist aber dieses Entfunktionieren des Schlauches nicht die eigentliche Absicht von

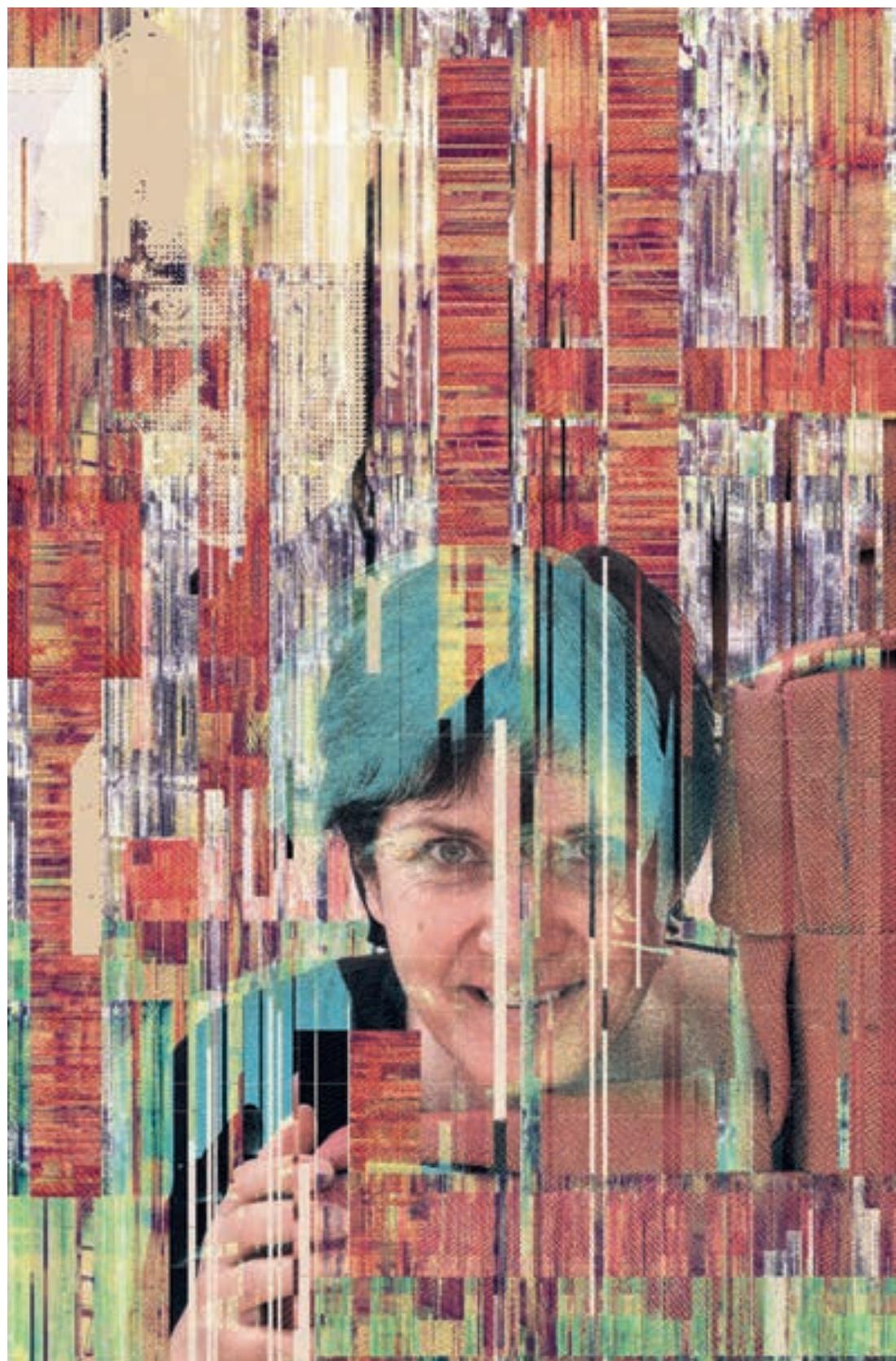
Odermatt, denn dann hätte sie ja auch einfach einen oder mehrere Knoten in die Schläuche machen können. Ihre Absicht ist es, die äussere Gestalt der Schläuche unversehrt zu lassen und dennoch aus dem biegsamen, weichen und flachgedrückten Material etwas Neues zu formen. Ihm eine neue, dreidimensionale Form zu geben, die nun allerdings nicht mehr langgestreckt und rund ist – eben wie ein Rohr –, sondern etwas Kissenartiges hat. Eine eckige Gestalt ohne scharfe Kanten.

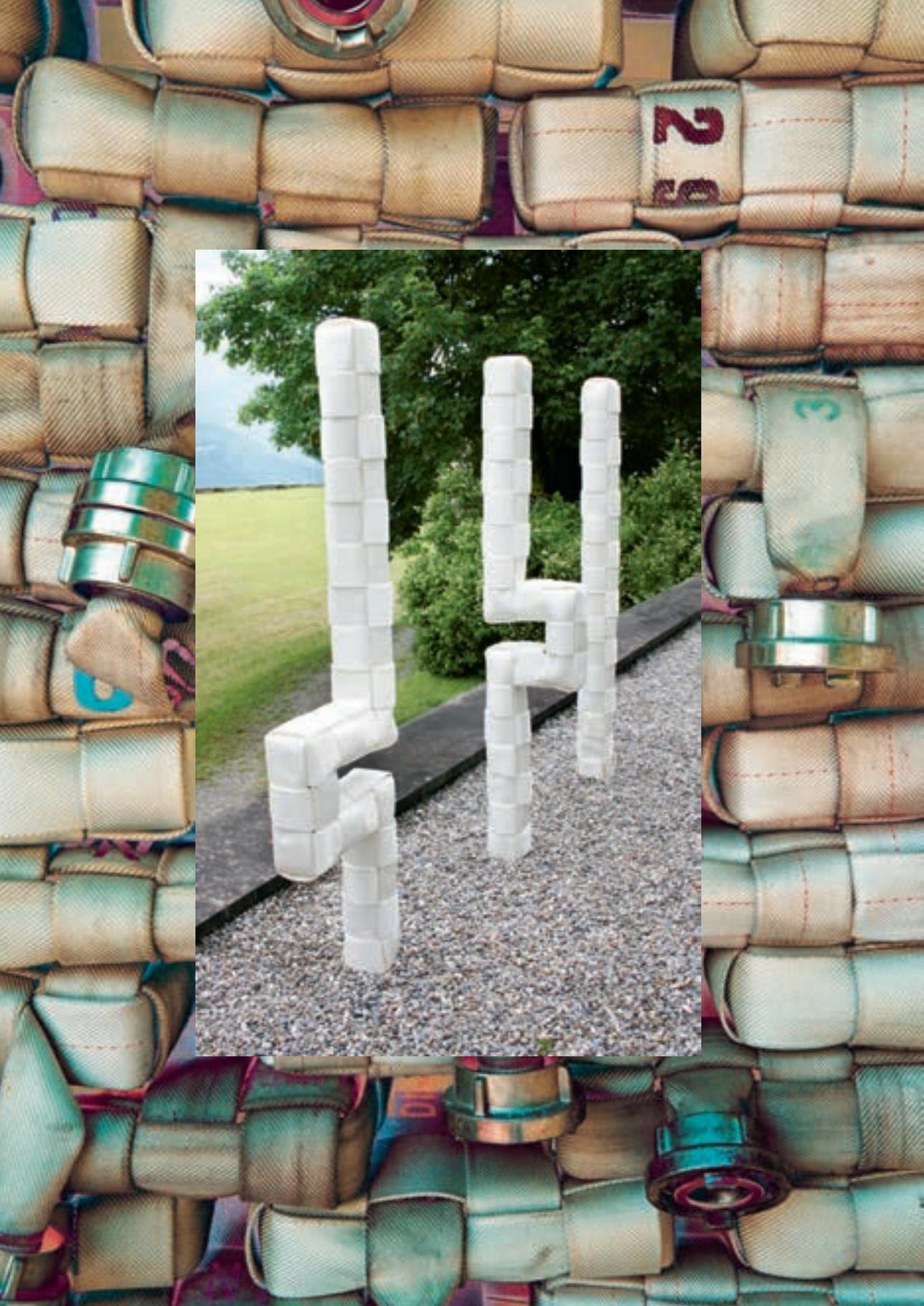
Die Quadratur des Schlauches

So nimmt sie der einen Gestalt (»Schlauch«) ihre Form und überführt sie in eine andere, neue, kubusförmige, die aus einzelnen Quadraten zusammengesetzt ist. Die Quadrate entstehen, indem sie sich die ursprüngliche Form des Schlauches zunutze macht und ihn ineinander zu einer mathematischen Würfelform verflechtet.

Das Raffinierte daran ist, dass der Betrachter in diesem Flechtwerk keinen Anfang und kein Ende sehen kann. Es sei denn, Odermatt will es. Will sie es, lässt sie eine der Schlauch-Kupplungen aus Aluminium auf rätselhafte Weise aus dem geordneten Flechtwerk auftauchen. Das verblüfft, weist auf den ursprünglich Zweck der Schläuche hin und ist gleichzeitig ein anarchistischer Spass, der dem Ganzen eine möglicherweise aufkommende Strenge nimmt.

Das baut Distanz ab und schafft Nähe. Wie auch das Handschmeichlerische ihrer Würfelformen. Und so glaubt man es ihr sofort, dass man ihre Arbeiten berühren soll. Denn tatsächlich ermöglicht das Anfassen, was »begreifen« im übertragenen Sinn meint, nämlich ihre Arbeit zu verstehen.





 WER MEHR VON IHR
SEHEN WILL, FINDET ES
AUF IHRER WEBSITE:

www.katrinodermatt.com



↑
3 HOHE
QUADER
← STEHENDE
MAUERSTEINE
→



Wie ist sie darauf gekommen, Feuerwehrschräuche zu verwenden?

»Angefangen hat es mit roten Schläuchen und einer Kunstaussstellung, die ich für Küssbacher Künstler organisiert habe – in einer alten Brennerei. Ich schaute mich nach geeigneten Möglichkeiten um, die Arbeiten zu hängen und zu zeigen. Dabei fand ich einen Raum, in dem die Gewürze für die Kräuterbitter gelagert worden waren. Keine zehn Quadratmeter gross. Der hatte es mir sofort angetan. Den wollte ich gestalten. Den sollten die Besucher betreten und wahrnehmen. Ihn nicht von weitem anschauen wie ein Museumsobjekt. Ich wollte sie verführen, in den Raum hineinzugehen und von ihm berührt zu werden. Mit allen Sinnen: Dem Geruch der Kräuter, vom Zauber der alten Brennerei-Gegenstände, der Stimmung im schwach beleuchteten Raum und vor allem dem Spüren am eigenen Körper.

Dazu habe ich zum ersten Mal besagte rote Schläuche eingesetzt und sie von der Decke hängen lassen, so dass die Besucher im wahren Sinn des Wortes von ihnen berührt wurden – und waren.«

Man sieht: Katrin Odermatt spielt nicht nur mit Schläuchen gern, sondern auch mit Worten.

»Dass ich diesen Raum gefunden habe, könnte man Zufall nennen. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass mich die Dinge finden.«

Damit befindet sie sich in bester Gesellschaft mit Pablo Picasso, der einst zu Protokoll gab: „Ich suche nicht, ich finde.“ Bei ihm hört sich das selbstbewusst nach Malerkönig an. Bei Katrin Odermatt ist es eher das Zeichen, dass sie offen ist – für das, was ihr »zufällt«. Und es in seiner Komplexität und Schönheit spontan erkennt.

Mauern errichten

Katrin Odermatt, die diese Offenheit lebt, beschäftigt ein Thema, das unsere Gegenwart prägt: Mauern. Überall werden sie errichtet. Vorwiegend in den Köpfen der Menschen. Fundamentalistisch geht es auf unserem Erdball zu. Zwischen den Religionen, den Staatsgrenzen, den Ideologien. Und jeder Mensch, der halbwegs bei Sinnen ist, fragt sich, wo soll die sich daraus entwickelnde Rechthaberei enden?

Katrin Odermatt hat anlässlich der kantonalen Kunstaussstellung »Kunstszene Schwyz 2016« im Gartenpavillon des Ital Reding Hauses dazu eine Installation gemacht, die ihre Auseinandersetzung mit den »Mauern im Kopf« zeigt.

Im Gartenpavillon des alten Herrschaftshauses steht eine Kanone aus der Geschichte Schwyz'. Die beiden Öffnungen, durch die die Kanone aus dem Pavillon herausgerollt werden könnte, hat sie mit Mauersteinen aus geflochtenen Feuerwehrschräuchen »zugemauert« und jeweils eine Schiessscharfe offen gelassen. So konnte man zwar sehen: Im Innern steht eine Kanone – doch ist sie von diesen weichen Flechtsteinen eingeschlossen und ist dadurch von der Aussenwelt und dem Einsatz ihrer eigentlichen Funktion abgetrennt.

Es liesse sich sogar eine sehr weibliche Note darin sehen: Wurde doch einerseits der Anblick des martialischen Kriegsgeräts durch die hand-schmeichlerisch weichen Schlauchsteine dem Auge des flanierenden Besuchers entzogen. Andererseits waren die einzelnen Elemente zusätzlich so zäh und hartnäckig miteinander verknüpft, dass selbst ein Schuss aus der Kanone vom ineinander verflochtenen Netzwerk der Schlauchskulpturen aufgehalten worden wäre. Eine charmante und kluge Installation.

Eine weitere Arbeit zum Thema »Mauern errichten« trägt sie derzeit mit sich herum: Ein Turm aus alten Apotheker-Schubladen. Titel: »Schubladendenken / aufgetürmte Vorurteile«.

Wird sie den verflochtenen Schlauchsteinen weiterhin treu bleiben?

»Natürlich. Aber man ist ja mit seinen Arbeiten immer auch auf einem Weg.«

Katrin Odermatt in einem Satz

Wenn sie sich und ihre Arbeit in einem Satz charakterisieren müsste, wie würde der lauten?

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens sagt sie mit leichter Selbstironie: »Mit den Füßen am Boden, mit dem Kopf in den Wolken.«

Das passt. Nicht nur inhaltlich, sondern auch übertragen: Denn um diese Distanz packen zu können, braucht man konzeptionelle Grösse.

Die hat sie allemal. 🍷



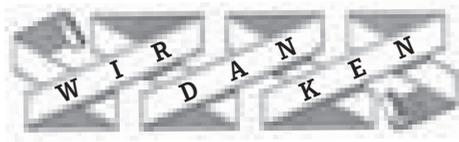
SCHAULUST

VERDICHTUNG
DES RAUMES



QUADER
IM DIALOG





HAUPTSPONSOREN



Mattig-Suter und Partner Schwyz Treuhand- und Revisionsgesellschaft



CO-SPONSOREN



HAUPTSPONSOREN CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | NEUROTH-HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz — **CO-SPONSOREN** ADVISE TREUHAND AG · Region Zürich · Pfäffikon – Zug – Meilen | CONTRACTPLAN AG · Architekten, Bauingenieering, Baukontrolling · Wollerau | ETZEL IMMOBILIEN AG · Immobilienvermittlung, Facility Management · Pfäffikon | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | HEALTHTECH KÜSSNACHT IMMOBILIEN AG · Immobilienbauprojekt Fänn · Küssnacht am Rigi | LGT CAPITAL PARTNERS AG · your partner for alternative investments · Pfäffikon | MÖWA PLANUNG GMBH · Ing.-Büro für Haustechnik · Küssnacht am Rigi | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | RIGI BAHNEN AG · Vitznau | SBRINZ KÄSE GMBH · Sursee | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | THERMOPLAN · Swiss Quality Coffee Equipment · Weggis |

Hier bekommen sie das Y Mag
– gratis –

SCHWYZ

LANDGASTHOF ADLER
Kapellmatt 1
6436 Ried-Muotathal

RESTAURANT ADELBODEN
Schlagstrasse
6422 Steinen

GABRIELE BATLOGG
PRIVATKOCHSCHULE
Maihof
6430 Schwyz

BSS ARCHITEKTEN AG SCHWYZ
Palais Friedberg
Herrengasse 42
6430 Schwyz

CONVISA AG
Herrengasse 14
6431 Schwyz

ERLEBNISWELT MUOTATHAL
Balm
6436 Muotathal

HAUG CAFÉ
Postplatz 4
6430 Schwyz

KANTONALE VERWALTUNG SCHWYZ
Bahnhofstr. 15
6431 Schwyz

KANTONSBIBLIOTHEK SCHWYZ
Rickenbachstr. 24
6431 Schwyz

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 28
6431 Schwyz

MAX FELCHLIN AG
Gotthardstr. 13
6438 Ibach

PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE
Zaystr. 42
6410 Goldau

GASTHAUS PLUSPUNKT
Rosengartenstr. 23
6440 Brunnen

RAIFFEISENBANK MUOTATHAL
Hauptstr. 48
6436 Muotathal

RESTAURANT RÖSSLIPPOST
Schmalzgrubenstrasse 2
8842 Unteriberg

SCHWYZ TOURISMUS
Zeughausstrasse 10
6430 Schwyz

SEEKLINIK BRUNNEN (Empfang)
Gersauerstrasse 8
6440 Brunnen

SWISS KNIFE VALLEY AG
VISITOR CENTER
Bahnhofstrasse 3
6440 Brunnen/SZ

TIERPARK GOLDAU
Parkstr.40
6410 Goldau

VICTORINOX AG
Schmiedgasse 57
6438 Ibach

MARCH

GUTENBERG DRUCK AG
Sagenriet 7
8853 Lachen

MEDIOTHEK LACHEN
Seestrasse 20
8853 Lachen

SPIEL- UND LÄSELADE LACHEN
Kreuzplatz 6
8853 Lachen

DR.WYRSCH
Gässlistr. 17
8856 Tuggen

HÖFE

CONTRACTPLAN AG
Felsenstrasse 99
8832 Wollerau SZ

CONVISA AG
Eichenstr. 2
8808 Pfäffikon SZ

ETZEL IMMOBILIEN AG
Churerstrasse 23
8808 Pfäffikon SZ

FRÖHLICH ARCHITEKTUR AG
Schindellegistrasse 36
8808 Pfäffikon SZ

MATTIG-SUTER UND PARTNER
Bahnhofstr. 3
8808 Pfäffikon SZ

REGUS CENTER SCHWEIZ
Seedammstrasse 3
8808 Pfäffikon SZ

RESTAURANT ADLER HURDEN
Hurdnerstr. 143
8640 Hurden

SEEDAMM PLAZA
Seedammstrasse 3
8808 Pfäffikon SZ

SWISS CASINOS
PFÄFFIKON-ZÜRICHSEE AG
Seedammstr. 3
8808 Pfäffikon SZ

VÖGELE KULTUR ZENTRUM
Gwattstr. 14
8808 Pfäffikon SZ

KÜSSNACHT

KOST HOLZBAU
Alte Zugerstr. 5
6403 Küssnacht am Rigi

KÜSSNACHTER DORFKÄSEREI
Grepperstr. 57
6403 Küssnacht

THEATER DUO FISCHBACH
Kelmattstr. 22
6403 Küssnacht

GERSAU

KULTURWERK.CH
Altes Rathaus
6442 Gersau

SCHULHAUS SUNNÄFANG
Schulhausplatz 10
6442 Gersau

EINSIEDELN

BENZIGER BUCHHANDLUNG
Klosterplatz
8840 Einsiedeln

BEZIRKSVERWALTUNG
EINSIEDELN
Hauptstrasse 78
8840 Einsiedeln

BÜRGI'S BUREHOF
Euthalerstr. 29
8844 Euthal (an Sihlsee)

EINSIEDELN TOURISMUS
Hauptstrasse 85
8840 Einsiedeln

KAFFEEHAUS ZU DEN
DREIHERZEN
Hauptstrasse 66
8840 Einsiedeln

KLOSTERLADEN
KLOSTER EINSIEDELN
8840 Einsiedeln

DARÜBER HINAUS

ADVISE TREUHAND AG
Seestrasse 409
8706 Meilen

In allen Filialen der
SCHWYZER KANTONALBANK

THERMOPLAN AG
Thermoplan-Platz 1
6353 Weggis



*the
region
of*